



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neundzwanzigster Jahrgang.

N^o 8.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Es gibt Menschenleben, wo nach vieljähriger Stille plötzlich ein Ereignis eintritt und nun die Ueberwachungen kein Ende nehmen. So auch bei Fräulein Elmenreich. Zwanzig Jahre hatte kein fremder Mensch nach ihr gefragt, sie betrachtete sich selbst wie verschollen, fast wie begraben, nur mit einem Häserchen ihres Daseins hegte sie noch eine immer mehr im Nebel verschwindende Hoffnung, — da kam jener Geldbrief aus Holland und diesem folgte jetzt in wenig Tagen ein zweiter, direkt an ihre Adresse: „Fräulein Rebekka Elmenreich in Cuxhaven“ gerichtet, der sie mit einem Male wieder mitten in das Leben, welches schon beinahe hinter ihr zu liegen schien, hinein versetzte. Dieser Brief lautete:

„Werthes Fräulein!

Es ist hier ein hebräisches Gebetbuch aufgefunden worden, das innen im Deckel eingeschrieben Ihren Namen trägt. — Können Sie sich erklären, auf welche Weise dieß Buch nach Holland gekommen ist, und mir bezeichnen, wer dasselbe zuletzt im Besitz hatte, so würden Sie einer bedeutenden Firma einen großen Gefallen thun. Da Sie hierbei aber auch dem Staate Holland dadurch einen Dienst erweisen, so wird dieser Ihnen die Nachricht mit zehn Gulden honoriren.

Ihr ergebener

Severin Blomkist.

Die Hände der alten Dame zitterten beim Lesen dieser Zeilen so, daß sie den Brief aus den Fingern gleiten ließ. Thränen liefen über ihre gelblich bleichen, abgehärmten Wangen. — „Nach zwanzig Jahren“, schluchzte sie, „nach zwanzig Jahren eine Spur, eine Spur, — aber ich darf's ja nicht sagen,“ rief sie, die Hände ringend, „sie lassen mich ja verhungern, wenn ich's sage, ich darf's ja auch nicht nach Holland sagen. Sie erfahren Alles, und diese rechtgläubigen, reichen Leute sind schrecklich —!“ jammerte die Frau weiter; — „wie haben sie mich von sich gestoßen, als sie erfuhren, daß ich den Glauben wechseln wollte, wie haben sie mich, als wäre ich eine Irrensinne, zwei Jahre, zwei Jahre gefangen gehalten und nur

aus dem Zimmer entlassen, nachdem ich arm und elend geworden — wie sie mich dann hieher verbannt, ausgestrichen aus der Liste der Familienmitglieder — und mir nur so viel ausgezahlt, daß ich nicht geradezu verhungere, ja damit ich zu meiner Strafe weiterlebe — und warum dieß Alles? Weil mein vertrauend Herz sich getäuscht, weil

ich einem Manne glaubte; und hat mein Herz sich denn getäuscht? — Konnte es nicht wahr sein, was ich erfahren, daß er in Batavia gestorben war, arm und elend gestorben und mich nicht verlassen, schmähtlich, schändlich, verbrecherisch verlassen, wie mein Bruder es mir vorgeredet. — Und jetzt das Buch, welches ich ihm zugesteckt mit den Worten: „Laß es nicht von Dir, halt' es wie Dein Leben, laß es nie von Dir“ — jetzt soll ich sagen, wenn ich's gegeben. — Ich darf es nicht, sie erfahren Alles, die Schrecklichen!“ flüsterte angstvoll die Frau, „sie sperren mich wieder ein, — sie sagen wieder, ich sei irrsinnig. O Herr unseres Volkes, o Gott unserer Väter, hilf mir aus meiner Noth, denn sie ist schwerer, als ich's ertragen kann, Gott Israels,“ — so flehte sie, obgleich Christin geworden — das alte jüdische Jugendgebet aus der Tiefe ihres Herzens, welches die Reuefessionswandlung nicht mitgemacht — zum Himmel emporjendend. Hierauf ruhiger geworden nahm sie ein Blatt Papier und schrieb mit Bleistift folgende Zeilen:

„Geehrter Herr!

Ich lege auf das Buch sehr hohen Werth, es ist mein Eigenthum gewesen und ich bin gerne bereit, jene mir freundlich zugewendeten zehn Gulden, so gut ich diese brauchen könnte, für das Buch zu geben, wenn Sie es zu diesem Preis hieberschicken werden.

Rebekka Elmenreich.“

Dann ging sie Abends heimlich zur Post, kaufte ein Couvert dort und schrieb daselbst die Adresse auf den Brief, welchen sie in der Stadt in einen Briefkasten warf.

Dieses Schreiben empfing Herr Blomkist in seiner Privatwohnung, bei welcher ein prachtvoller Hyazinthengarten sich befand, denn die Hyazinthenkultur war neben seinem Polizeigeschäft die Hauptleidenschaft des Herrn Blomkist.

Er befand sich gerade bei einem Blumenbeet, das ein kühn geschwungenes Fragezeichen in blauen, gelben und rothen Hyazinthen darstellte, als er den Brief öffnete; sein Inhalt schien ihn wenig zu befriedigen. „Sie beantwortet mir einfach die Frage nicht, sie weicht mir wirklich aus, — aber das Buch hat ihr gehört, — es ist ihr werthvoll und sie will es zurückkaufen,“ sprach Herr Blomkist mit sich. Dann sah er den Brief aufmerksam an, das Couvert und das darin eingeschlossene Blatt. „Die Frau gehört den höheren Ständen an,“ murmelte der Detektive weiter, „sie schreibt eine geläufige Hand, ihre Antwort ist gebildet — sie muß nicht viel schreiben, sonst hätte sie Tinte und Feder im Hause und auch wohl einen Briefbogen. Weßhalb



„Jetzt kommen wir!“ Gemälde von Francesco Mosso. (S. 86.)

hat sie sich einen solchen nicht gekauft?" überlegte Herr Blomkist weiter, — ihre Bildung mußte ihr sagen, daß man nicht auf solch' ein zerdrücktes Stück halbsehnlichen Papiers schreibt, und so viel Geld besitzt sie sicher, einen Bogen Papier zu kaufen — die Frau hat nicht wollen wissen lassen, daß sie schreibt, — setzte Herr Blomkist sein Selbstgespräch fort, "sie hat unzweifelhaft heimlich diese Zeilen auf's Papier geworfen und ist damit zur Post gegangen, wo sie das Freicouvert kaufte und mit Tinte die Adresse schrieb, denn diese weist noch Spuren jenes bläulichen Sandes, den auch die Hamburger Postbehörden zu verwenden pflegen und den ich sonst bei anderen Briefen von dort nie bemerkt habe. Es muß also ein Zwang vorliegen, der diese Person verhindert, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten — die Frau hat, wie sie gesteht, kein Geld — ob man ihr eine größere Summe zusichern sollte, — ob die ihr den Zwang heben würde? Ja, wenn man wüßte, ob diese Person mit jenem Diamantschleifer in Verbindung stünde, könnte der geheime Fond dieß übernehmen, aber das Buch und der Flüchtling können möglicherweise in einem Zusammenhang stehen, der völlig wertlos für seine Ergreifung ist, — er kann das Buch gefunden, als Kuriosum gekauft, auf hundert ähnliche zufällige Arten in Besitz bekommen haben, und dann wäre zu wissen vom Fräulein Elmenreich, wie das Buch nach Holland oder Frankreich — denn von dort ist ja der Sivers — kam, für meinen Zweck völlig gleichgültig. Das ist ein schwieriger Fall." Herr Blomkist ging lange zwischen seinen Blumenbeeten spazieren und noch an dieser und jener bunten Blume, er roch lange und immer eifriger und länger. Es schien, als ob jener Blumenduft seine Denkfähigkeit schärfer, schwungvoller machte, als ob er aus dem Athem dieser wachstümlich zarten Blumenkelche seine Detektivgenialität schöpfte.

Plötzlich hörte Herr Blomkist zu wandern und zu riechen auf. "Ich werde wieder meine alte Methode anwenden, ohne weiter rechts und links zu denken, den Knoten durchhauen, statt ihn aufzulösen, und gerade auf das Ziel losgehen."

Er begab sich in sein Zimmer und schrieb folgende Zeilen, welche nach den höflichen Eingangsworten lauteten: — Bitte, liebes Fräulein, mir jetzt aufrichtig und ehrlich zu sagen, — ob Ihnen der Mann Paul Sivers — bekannt ist, — ich will auch ehrlich gegen Sie sein, ich bin Entdeckungspolizist, und bei einem jungen Diamantschleifer dieses Namens aus Paris, der hier aller Wahrscheinlichkeit nach einen großen Diamanten stahl, — befand sich, versteckt unter seinen Sachen — denn der Mensch ist spurlos verschwunden — jenes Buch, das Ihren Namen und den von noch zwei Elmenreich trägt."

Herr Blomkist legte ein Couvert mit seiner Adresse, worin Papier, bei, siegelte den Brief und schickte diesen an Fräulein Elmenreich ab.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Die alte Frau schrieb umgehend, daß sie nicht wisse, wie ihr Gebetbuch gerade nach Paris oder Rotterdam gelangt sei, und daß sie Niemand, der den Namen Paul Sivers führt, kenne. Ueber das Fortkommen des Buches könne vielleicht der Großhändler Samuel Elmenreich in Hamburg Auskunft geben, der Herr Blomkist solle jedoch um Alles in der Welt ihren Namen dort nicht erwähnen und auch nicht verrathen, daß sie mit ihm in Verbindung gestanden und diese Adresse angegeben.

"Hm," sagte Herr Blomkist beim Empfang dieser Zeilen, — "das sieht wenig versprechend aus, und doch habe ich eine Ahnung, als ob zwischen Guxhaven und diesem Buch die Schlinge gezogen würde, in welcher sich der Herr Paul Sivers fangen wird. — Meine Ahnungen pflegen nicht bloß Ahnungen zu sein. Ich wag's, nach Hamburg zu fahren."

Nach in derselben Nacht befand sich Herr Blomkist auf dem Schnellzug, der brausend die holländischen Niederungen durchfuhr, den Polizeioffizier nach den deutschen Märchen zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Jetzt kommen wir!"

(Wid S. 85.)

Ja, wenn die Damen mit ihrer Toilette so schnell fertig würden als die Männer mit der ihrigen, wäre dieß heitere Bild gar nicht gemalt worden. Wer kennt aber nicht die "fünf Minuten" und das: "Gleich bin ich fertig!" Es ist ja nur noch der Hut aufzusetzen, das Mäntelchen umzubinden, der Schirm zu holen — aber, o weh! da ist eine Nadel krummgebogen, ein Bändchen aufgegangen, ein Knopf am Handschuh abgesprungen, eine Bandschleife nicht ganz korrekt gebunden; aus den fünf Minuten sind zehn geworden, aus den zehn fünfzehn; der Herr Gemahl, welcher in der Hausthüre wartet, springt von einem Fuß auf den andern, die Zeit verstreicht, der Omnibus fährt vorbei, der Zug wird abgehen — aber da oben geht's nicht so schnell. "Jetzt kommen wir!" tönt's wie eine Erlösung vom Balkon herab. "Jetzt!" denkt der geprüfte Mann unten; "wenn das 'Jetzt' nur nicht wieder eine Viertelstunde dauert!" Sie banden sich erst die Huthänder, dann kommt noch ein Blick in den Spiegel — dann bemerkt man vielleicht, daß noch etwas fehlt! — O — — —!

Aus Kalifornien.

Von

Paul Stein.

III.

Da es ohne Zweifel besonders für Ihren Leserkreis in Deutschland von Interesse ist, Zuverlässiges über die Verhältnisse, das Leben und Treiben Ihrer Landsleute an dem fernen Ufer des stillen Ozeans zu hören, theile ich dießmal darüber mit, was ich bis jetzt in San Franzisko, der Repräsentantin Kaliforniens, davon gesehen und gehört. Ich thue es mit besonderem Vergnügen — es gewährt wohl jedem Deutschen eine innere Befriedigung, das liebe, heimathliche Element auch auf dem fernsten Boden feste Wurzeln schlagen zu sehen, und daß, was diese emportreiben, blühen und reifen machen, zu dem Besten gehört, was der fremde Boden trägt.

Nicht ohne schwere Kämpfe jedoch gelang es den deutschen Emigranten, sich an der Pazifikküste nach ihrem Sinn und Willen häuslich niederzulassen, sich hier eine neue Heimat zu gründen. Ihre Zahl war anfangs verschwindend klein im Vergleich besonders zu der der irischen Einwanderer, deren Brutalität im Verein mit religiöser Unbuddhamtheit und physischer Kraft sich berufen glaubte zu der ersten Rolle in der neu entstehenden Stadt. Es gab damals viel blutige Kämpfe zwischen den Deutschen und Irländern, und ist es nur dem festen Zusammenhalten der Ersteren, wie ihrer höheren Intelligenz zu danken, nicht bloß den irischen Einfluß zu paralysiren, sondern sich mehr und mehr über denselben zu stellen, wie überhaupt eine entschiedene Gegenwehr gegen alle Angriffe auf ihre Errungenschaften und ihre Eigenart zu bilden.

Obwohl auch heute noch die Deutschen die Minderzahl der drei hier dominirenden Nationalitäten bilden, wozu sie, die Anglo-Amerikaner und die Irländer gehören, fällt ihre Stimme kaum minder schwer bei allen öffentlichen Angelegenheiten in's Gewicht, wie auch ihr Einfluß auf die sozialen Zustände nicht unterschätzt werden darf, wenn schon die Sittlichkeitsprinzipien der jungen Weltstadt im Allgemeinen sehr lockerer Natur sind.

Unstreitig herrscht im Lager der Deutschen ein besserer Geist, ein soliderer Sinn, und ist es zumeist der deutsche Handwerkerstand hier, der die derbe Faust baßt gegen die moralischen Ungeheuerlichkeiten, die mitunter geradezu zur Tagesordnung zu gehören scheinen.

Die Rechte, welche die Deutschen sich hier errungen, wie z. B. Unterricht der deutschen Sprache in den Schulen, lassen sie sich, trotz aller Hebel, die häufig dagegen in Bewegung gesetzt werden, nicht entreißen. Ebenjowenig gelingt es den orthodoxen Bemühungen, die Sonntagsfeier der Deutschen in eine "amerikanische" umzuwandeln. Diesen Erholungstag nach den Geschäften der Woche will hier der Deutsche ebenso wie in der alten Heimat nach seinem Sinne genießen: Gottes freier Luft sich erfreuen, den Schöpfer preisen im Gesang seiner schönen Lieder, im Anshauen der herrlichen Natur unter lieben, bekannten Musikklangen und heiteren, harmlosen Spielen, — oder will er wenigstens am Abend beim Glase Bier sich unterhalten und bei deutscher Küche vergnügen sich fühlen. Vergebens schlagen die "Muder" darob die Hände über den umnachteten Köpfen zusammen; vergebens eifern die "Temperenzler" dagegen; der Deutsche laßt dazu und hält mit harter Hand und starkem Willen das fest, was er für sein gutes Recht ansieht und was nun eben einmal seine Art und Weise ist. Er will auf der freien Erde Amerikas sich frei, unbeirrt fortentwickeln dürfen und das, was er Gutes mit aus der alten Heimat herübergebracht, als guten Samen dem neuen Boden einpflanzen und damit den giftigen Keimen, die nirgends fehlen, den besten Widerstand entgegensetzen.

Daß das deutsche Element in Kalifornien in nicht zu ferner Zeit das überwiegende sein werde, ist sehr zu wünschen zum Wohl des schönen Landes, das die Natur so überreich bedachte, und ist alle Aussicht vorhanden, daß es so geschieht.

Es gibt Viele, die über das "Deutsch-Thun" die Nase rümpfen und meinen, es sollten sich Alle als "Amerikaner" fühlen und so nur sich geben. Doch sie wissen wohl selbst nicht recht, was sie damit meinen. Zu den besten Bürgern der Union zählen sicher die Deutsch-Amerikaner. Wie viel Gutes hat sich durch sie nicht schon in der neuen Welt eingebürgert! Und liegt doch gerade in der Verschiedenheit der Charaktere und Sitten ein mächtiger Pulsschlag des Völkerebens. Die mitunter noch zu stark hervortretenden Nationalitäten werden sich im Laufe der Zeit gegenseitig abschleifen, die Sonderinteressen mehr und mehr den allgemeinen weichen. Dazu freilich wird im Westen Amerikas noch ein ungemessener Zeitraum erforderlich sein. Noch dominiert das "Mein" und "Dein", das eigene "Ich" zu überwiegend. Die Nachwehen der fast wahnhaften "Goldgräberwuth" mit ihrem abenteuerlichen und verbrecherischen Treiben sind von der Zeit und vernünftiger Einsicht noch nicht ganz verwischt. In der nachwachsenden Generation der verwegenen Goldjäger rollt noch ziemlich lebhaft das wilde Blut der Väter, spukt noch immer der abenteuerliche und magische Sinn, der nichts scheut, Alles daran setzt, einen bestimmten Zweck zu erreichen, mit Gut und Leben wie mit einer Bagatelle spielt, das heute Gewonnene morgen auf eine Karte setzt. Auch darin machen die Deutschen im Allgemeinen eine löbliche Ausnahme. Sie strafen die häufige Behauptung Lügen, daß die aufregende kalifornische Luft die Sünden San Franziskos zu verantworten habe. Selten findet man einen Deutschen bei Schwindelgeschäften betheiligte; sie kommen darum auch langsamer voran, allein der schnelle Wechsel von "Arm und Reich", von "Reich und Arm" findet sich viel weniger bei ihnen, wenigstens nicht in so drastischer Weise. Auch traut man dem Wort eines Deutschen mehr als dem Schwur eines Irländers, und darin, wie in gar Manchem, müssen selbst ihre Gegner ihnen Geachtung widerfahren lassen.

Unter ihren geselligen Vereinen zeichnet sich besonders der "Verein zur Eintracht" aus, sowohl durch sein Streben nach edlerer Unterhaltung, als durch seine Statuten, die das Wohl seiner Mitglieder vor Allem im Auge haben. In Verarmungs-, Krankheits- und Todesfällen bietet der Verein einen ausgiebigen Haß. Der Turnverein ist von demselben Eifer befeuert, und ist es eine recht erfreuliche Sache, beide Gesellschaften zu gleichen Zwecken vereint zu sehen. Ihre gemeinsamen Ausflüge in der schönen Umgebung Franziskos haben sehr häufig nicht bloß das Vergnügen im Auge, sondern auch Wohlthätigkeitszwecke, wie ihre Konzerte, ihre dra-

matischen Vorstellungen. So auch nur konnten ihre großartigen Wohlthätigkeitsanstalten zu Stande kommen, wie vor Allem das deutsche Hospital es ist. Vor Kurzem verbrachte ich dort einen ganzen Tag, theils um einen Bekannten zu suchen, theils mir die Anstalt näher anzusehen und auch Näheres über ihre Entstehung zu hören.

Schon vor vielen Jahren, als hier noch Alles so ziemlich in den Anfängen lag, brachten die Deutschen so viel zusammen, um ein den damaligen Verhältnissen entsprechendes Krankenhaus zu stiften. Vor sechs Jahren brannte dieses Haus ab, bei Gelegenheit einer der hier so häufigen Brandstiftungen, und sofort wurde der Beschluß gefaßt, das Kapital aufzubringen, um ein den Anforderungen der Neuzeit genügendes Hospital zu erbauen.

Ohne Zögern wurde in der besten Lage für eine solche Anstalt das Terrain angekauft für den hohen Preis von siebenzigtausend Dollars, und Allem aufgeboten, die weiteren nöthigen Kapitalien zu beschaffen, und schon nach kurzer Frist erhob sich der palastähnliche Bau über blumigen Terrassen, zur Seite eines Gartens mit bequemen Wegen und Ruhebänken unter uralten und jungen Bäumen. Der Bau lehnt sich in sanfter Erhöhung an einen der vielen Hügel an, die die Stadt durchschneiden und ihre nächste Umgebung bilden. Die Anhöhe im Rücken schützt das Hospital gegen die fatalen Nordwestwinde, die hier so bedrohlich für Hals- und Brustleidende sind, ohne die Sonne davon abzuhalten, und gewährt die freie Lage am Ende der Südseite der Stadt eine prächtige Aussicht. Die innere Einrichtung entspricht der Stätte und praktischen Schönheit des Aeußern: hohe, lustige Zimmer, weite, teppichbelegte Gänge zu bequemer Bewegung der Kranken, überall Luftventile, Lustheizung und Gasbeleuchtung. Eine Reihe Zimmer für einzelne Kranke, andere zu zwei und drei Betten, wie Säle zu zehn Lagerstätten sind hinreichend vorhanden und auf's Zweckmäßigste eingerichtet. Elektrische Drähte befinden sich an jedem Bett, einer für den Arzt, der andere für den Wärter, und korrespondiren sie mit einer Vorrichtung auf dem Korridor, welche die Nummer des Zimmers anzeigt, aus dem der Ruf ertönt. Eine Telefonverbindung mit dem Hauptdepot dieser prächtigen Einrichtung, die bereits hier allgemeine Anwendung findet, gibt dem Kranken den Trost, sobald er es will, mit jeder beliebigen Persönlichkeit in der Stadt sprechen zu können, wie auch der Telegraph des Hospitals jede Botschaft nach allen Himmelsgegenden vermittelt.

Für die weniger Leidenden, die Konsultationszonen, sind freundliche Spiel- und Bibliothekzimmer da. In den ersteren sah ich recht heitere, zufriedene Gesichter, in den letzteren fand ich in eleganten Glashäusern eine hübsche Auswahl deutscher und englischer Werke, und auf dem langen, grünbezogenen Tische Zeitungen, humoristische Blätter und Schreibmaterialien. Einzelne Zimmer sind sehr elegant eingerichtet, um jeder Anforderung genügen zu können.

Für geringe Einzahlung und einen bestimmten monatlichen Beitrag wird man Mitglied und wird in einem Krankheitsfalle, so lange er auch andauern mag, auf's Beste gepflegt und hat dann nur besondere Anforderungen zu vergüten.

Eine vollständige Apotheke und dazu gehörendes Laboratorium befindet sich im Hause. Ein Arzt wohnt beständig da, und außerdem kommen täglich noch mehrere Aerzte aus der Stadt. Zudem steht es dem Kranken frei, seinen eigenen Arzt zu konsultiren, was er selbstverständlich zu honoriren hat.

Die Beköstigung wird von den Kranken sehr gelobt. Ich selbst nahm ein recht schmackhaftes und heiteres Mittagmahl im Zimmer meines Bekannten und in Gesellschaft einiger wieder gelesener Patienten ein.

Mit vieler Gefälligkeit führte mich ein Assistent durch alle Räume des weitläufigen Gebäudes, und konnte ich absolut nichts Mangelhaftes entdecken; auch hat Alles einen freundlichen, fast eleganten Anstrich. Die größte Reinlichkeit ist selbstverständlich bei dem Wasser- und Lichtgus, den man allgemein in San Franzisko treibt.

Reichhaltige Wasserreservoirs befinden sich oberhalb des Hauses und ist deshalb Ueberfluß dieses für Krankenanstalten so nothwendigen Elements vorhanden. Auch die Beleuchtung läßt nichts zu wünschen übrig, selbst die Front des Hauses ist die ganze Nacht durch Gasflammen erhellt.

Dampf- und andere Wäder fehlen natürlich nicht. Der Operationsaal, wie das Empfangs-, das Konsultations- und Rathungszimmer sind mit dem Comfort ausgestattet, den man hier so sehr liebt und schätzt.

Noch eine besondere Freude wurde mir bei dem Besuche des Hospitals. Ich fand den bekannten deutschen Gelehrten Rudolph Falb dort, fast ganz hergestellt von schweren Leiden, die ihn hieher gebracht. Er hoffte, bald nach Deutschland zurückkehren zu können, um seine auf Amerikas Boden gesammelten Erfahrungen auf dem Gebiete der Meteorologie und des Erdmagnetismus der deutschen Gelehrtenwelt vorzulegen.

Uebrigens ist ja Falb längst bekannt durch seine Werke und seine Reisen, und wäre es sicher ein großer Verlust gewesen, wenn er in dem deutschen Hospital San Franziskos seine Gesundheit nicht wieder erlangt hätte.

So findet sich allenthalben ein Licht des deutschen Fortschrittsgeistes, was stolz an die liebe alte Heimat denken macht, und so auch finden sich überall erfreuliche Mahnungen an deutsche Art und Sitte. Mit berechtigter Freude fühlt man sich dabei einer Nation angehörig, die, wo sie sich auch eine neue Heimat sucht und gründet, den guten und kräftigen Kern bewahrt, der in ihr liegt und den wohl Niemand bestreiten wird.

Wo auch in dem großen Amerika große Unternehmungen in's Leben treten, wo Industrie, Kunst und Wissenschaft eine hervorragende Rolle zu spielen berufen sind, findet man unter den geistigsten Namen sicher auch die vieler Deutschen.

Gedenkverse.

Ein edles Wort zur rechten Zeit,
Ist wie ein Saat Korn ausgestreut;
Laß dich den Winter nicht verdrießen,
Der Frühling kommt und es wird sprießen.

Nicht durch Gewalt ist Rohheit zu besiegen,
Der Feinheit wird sie stets erliegen.

Anfere liebe Frau von Köln.

Novelle

von

Johannes Proelch.

(Nachdruck verboten.)

Nach dem Süden, der Schweiz, nach Italien reist der Deutsche zum Vergnügen; wenn er nordwärts über den Kanal die Richtung nimmt, wenn er England bereist, so folgt er meist der Zwangsroute realer Zwecke. Mit Unrecht, aber es ist so. Aus diesem Grunde hatte auch der Sohn des in einer sächsischen Stadt eingeborenen Kenner's Wohlgenuth während seiner Gymnasial- und Studentenjahre, welche letzteren er in Marburg und Jena verbracht hatte, wohl viel geträumt von einer großen italienischen Reise, die seinen humanistischen Studien einen verklärten Abschluß geben sollte, und war in Voraussicht derselben im Land Italia bereits damals durch Lektüre und Umgang fast heimischer als in manchem Theile seines Vaterlandes, — daß er aber noch vor Abschluß derselben die Heimat mit dem großen wüsten London vertauschen würde, hatte er sich nicht träumen lassen. Und Hans träumte viel, so schnellen Arms, frischen Bluts, kühlen Muths er auch war, sobald er nicht träumte. Geträumt hatte der Junge auch später, als er ein lustiger Bruder Studio geworden an den herrlichen Ufern der Saale in Jena.

Aber Hans Wohlgenuth lebte nicht nur ein Phantasieleben, sondern auch ein echtes frohes Studentenleben. Ja, wie es schon in der Schule geheißt hatte, wenn etwas „ausgeführt“ worden war und der Urheber nicht entdeckt werden konnte: „Das ist gewiß wieder der Wohlgenuth gewesen,“ so erklang jetzt an den Viertischen der Jena'schen Philister, bei den Gelagen der einzelnen Studentenkreise, wie in den Kaffeegesellschaften der Professorentöchter oft sein Name im Zusammenhang mit mythischen Geschichten von ausgelassenen Studentenstreichen. Auch faul war er nicht, sondern besuchte recht fleißig die Kollegia, nur nicht nach der Regel, wie sie das Probstudium vorschreibt, sondern wie sie ein reger Bildungssinn von schöngestiger Richtung wählt: Geschichte und Philosophie, Literatur- und Kunstgeschichte. Doch fanden sich Stunden genug zum Sinnen und Müssen, und nach jenem ersten Kuß unter der blühenden Kastanie im „Paradies“ auf den quellenden Mund einer Professorentochter folgte er nur noch flüchtig dem trockenen Vortrag ihres Vaters, sondern beschäftigte sich hinter dem Rücken seines Vordermannes mit der tiefinnigen Kunst des Gravirens und hatte am Schluß des Semesters unter den verschlungenen Namenszug der Geliebten in nicht unbeträchtlichen Buchstaben zum dauernden Gedächtniß seiner Liebe den fröhlichen Spruch eines alten sächsischen Schülers in den Tisch eingegraben:

„Sie ist das schönste Mädchen
Et inter spinas rosa.“
(Wie unter Dornen die Rose.)

Und er hatte Recht. Helene Leuthold war das schönste Mädchen im Orte und sie war auch eine Rose neben vielen Dornen; denn, es sei verrathen, nicht alle Mädchen im Orte waren schön. Sie war ganz sprudelndes Leben, Schönheit, Glück, begehrenswerth wie Goethe's Haidenröslein; während viele ihrer Freundinnen, im Innern wie Außern stachlicht, nur zur Kasse mahnten. Hans Wohlgenuth hatte sie in Gesellschaft wiederholt gesehen und sie süße Liebeslieder singen hören, wie sie Schumann, Schubert und Robert Franz in Muffel gefest haben; auf einer Tanzpartie des Professorenkassinos nach Burgau hatten seine hellen blauen Blicke den Siegespfad in den Freuden seiner dunklen Augen gefunden; er hatte mit ihr getanzt, war bei der fackelumleuchteten nächtlichen Rückkehr über die Wiesen nach Jena, deren Weidenbestand einst Goethe zu der Erlkönigsballade begeistert, ihr Begleiter geworden, hatte viel süßen Unsinns geschwätzt, auch gruselige Geschichten begonnen, so daß sie ihren Arm dichter in den seinen schmiegte; er hatte bei der Ueberfahrt über die Saale beim „Paradies“ als einer der Letzten des Zugs sie in die Fährre gehoben und dabei fest umarmt und ihren warmen Athem gestreift, und beim Abschied unter jenem Kastanienbaum hatte er sie geküßt. Sie hatte darnach ihr schwarzes Brautköpfchen an seine Brust gedrückt, halb lachend, halb weinend, hatte dann mit verklärtem leuchtendem Angesicht zu ihm aufgeschaut, tief, tief in sein blaues, schwarzbewimpertes Auge gesehen und dann seinen Kuß erwidert. Das holde Professorenkind war nicht nur schön, sondern es war auch natürlich.

Das war im Sommer 1872 gewesen, und die Sonne des folgenden Sommers hatte mit gleicher Gunst auf das liebeskling- und rosenduftverklärte heimliche Liebesleben der Beiden geschaut, — o wie unternehmend waren die jungen Leute! — aber der Herbst des Jahres 1873 war ein stürmischer Herr, unter dessen Herrschaft viel Glück und Wohlstand zusammenstürzte, viel gesundes Wachsthum gehemmt und gefährdet wurde — unter seinen Gestirnen ging auch das Vermögen, das scheinbar sicher angelegte, des Herrn Wohlgenuth in eitel Rauch auf. Die regelmäßigen, nie mißbrauchten Wechsel blieben dem nichts ahnenden Studenten aus, es kamen schmale Tropfen und trübe Klagen über die schwere Noth der Zeit; Hans sollte sich einschränken; er müsse an eine Anstellung denken, das planlose Stu-

direnen habe ein Ende. Es sei sehr schlimm, sehr traurig, aber er sei ein kräftiger junger Mann und das Leben stelle an ihn die Frage, was er könne. Das war ein Blütschlag aus heiterem Himmel in heiteres Rosengelände. Der bunte, mit lichten Freudenzeichen bemalte Vorhang der Zukunft zerriß und hinter ihm wallte es ebe und trostlos gleich kaltem Nebel. Nun ließ Hans das Träumen, er wollte zeigen, daß er ein Mann sei. Doch was thun? Zum schnellen Examen hatte er sich nicht vorbereitet. Er nahm seine Beziehungen in Anspruch; er bewarb sich um ausgeschriebene Erzieherstellen im Ausland; es gelang ihm, eine solche bei einer reichen Kaufmannsfamilie in London von deutscher Abkunft zu erhalten, am 1. Juli 1874 sollte er sie antreten. Inzwischen war der Winter vergangen, ein trüber, trostloser Winter, unter fleißigem Arbeiten, unter Vernachlässigung der geselligen Beziehungen, ja auch der Geliebten. Ihr hatte er nur Andeutungen von dem Wechsel in seiner sozialen Position machen können, was verstand sie, seine süße Nachtigall, vom Geld, das Geld war ihr wie ihm bisher „der Kleinlichkeiten kleinste“, für seine Schwermuth hatte sie kein Verständnis, sie zürnte ihm wegen seines mangelhaften Besuchs der Välle und Festlichkeiten; ein reger Briefwechsel ging hin und her und häuften Mißverständniß auf Mißverständniß, in Beider Herzen erwachte die Eifersucht, deren Gift wie Schlangengift am Herzen zehrt. Helene war treu, aber sie hatte keinen Grund, von der Gefelligkeit sich auszuschließen; sie war auch ohne ihren Freund eine gefeierte Tänzerin; Hans aber fühlte sich verrathen, aufgegeben im Unglück; den Weg der Armuth mag sie nicht mit dir theilen, sagte ihm sein Wahn, und du hast kein Recht, sie auf diesen Pfad zu locken, sagte ihm sein Eddelmann. So schwankte er zwischen Suchen und Meiden; sah er sie schließlich, so qualte er sie mit seinen Eifersüchteleien. Eines Tages machte er aus ihren Briefen und Liebeszeichen ein wohlversiegelt Paket und übergab es ihr heimlich. Andern Tags erhielt er die seinen, oben drauf einen kleinen Zettel: „Die Gedichte behalte ich zum Andenken.“ Das war an einem rauhen, stürmischen Tag des April. Er hatte sie nicht wieder gesehen, nur Nachts hatte er öfter vor ihrem Hause gestanden und nach dem hellen Fenster ihres Stübchens geschaut. Traurige Tage! — Den Mai und die ersten Wochen des Juni war er dann bei den Seinen gewesen; sie bewohnten noch das Haus mit dem schönen Garten und der Schaukel darin, wenn auch nicht mehr allein, und die Erinnerung an die Poesie seiner Kinderzeit, der milde Umgangston, welchen die Bildung in Tagen des Unglücks annimmt, linderten die Wunden seines Herzens. Und dann gab es ja gar viel zu denken und zu lesen vor solch wichtigem Schritt in die Welt hinaus. Die große, gesunde Realistik der englischen Dichter von Chaucer bis Dickens bevölkerte die Welt seiner Phantasie mit konkreten Gestalten. Aus Schriften über London, England und Schottland ging ihm ein Bild auf von Land und Leuten, das er bald nun betreten, unter denen er leben wollte. Das nahm ihn ganz ein. Kaum beachtete er es sonderlich, als ein durchreisender Studienfreund ihm die Mittheilung machte, Fräulein Helene Leuthold lebe jetzt bei den ihm ja bekannten Verwandten in Köln. Er lebte schon in England; die Erwähnung berührte ihn wie die Erinnerung an einen schönen Traum.

Und nun war er auf der Fahrt nach dem seltsamen Insel-land jenseits des Kanals. Er hatte den Weg über Frankfurt a. M. genommen, von Mainz wollte er den Rhein hinunter bis Holland fahren, von Rotterdam aus nachher die Seefahrt nach Harwich antreten; dann sind's noch wenige Stunden bis zur britischen Metropole.

Er er in's nordische Nebelheim ging, wollt' er am Rhein ein recht sonniges, glänzendes Bild von der Heimat im Gedächtniß bergen. Und es war sonnig, ein sonniger, wenniger Junitag, als er in Mainz, dem goldenen Mainz, in vorgerückter Morgenstunde den stolzen Rheindampfer bestieg. Das war ein Grüßen und Leuchten! Und der Sonnenschein stieg von den Schiffsrümpfen und Burgen, den Städten und Nebengeländen über die blinkenden Wellen des herrlichen Flusses hernieder und zog ein in das Herz des jungen enthusiastischen Reisenden und weitete es — weit, weit, daß es hätte springen mögen vor lauter Freude und Wonne, und bald leuchtete er hell aus des Jünglings Augen heraus. Wer liebt nicht den Rhein? Wer ihn kennt, liebt ihn! Wer aber liebt ihn am meisten, am glühendsten, am phantasiischsten? Kein Staatsmann jenseits und diesseits, nicht die frohen Bewohner der Städte und Dörfer an seinem Ufer, nicht die Winger, die seinen Wein ernten: das ist der deutsche Student. Der aber vor Allen, welcher die frohen Jahre der Burschenschaft hindurch ihn in Lieb und Sang als Symbol deutscher Lebenslust gefeiert hat, ohne ihn mit lächelnden Augen je gesehen zu haben. Das ist Liebe, wilde, feurige, echte Liebe, was dann im seligen Herzen emporflammt, wenn er den heiligen Fluß endlich erschaut. Stürmischer noch als in jenen zehntausend Griechen des Xenophon, als sie nach langer Sehnsucht das Meer erreichten, jauchzt es in ihm auf: Sei mir gegrüßt! Der Deutsche, heißt es, singt, wenn er fröhlich ist, traurige Lieder. So entstand in der entzückendsten Gegend das Lied von der Lorelei. Aber der glückliche Deutsche, wenn er jung und gesund ist, singt nicht nur, er trinkt auch. Rhein — Wein; in diesem Reim ist eine Welt voll Poesie enthalten. Hin fuhr das Dampfschiff, an den lachenden Ufern vorüber; krampfhaft sah ein Engländer mit Familie über Bäder und ein Rheinpanorama gebeugt, bei jedem

Schloß, jeder Ruine tönte es „That's it“ und ein falscher Name wurde genannt, denn das Familienoberhaupt hatte die Verfolgung des Parallelismus zwischen Landschaft und Karte unter einer irrthümlichen Annahme begonnen und erst bei Koblenz wurde er seines Unglücks inne. Indessen sah Hans Wohlgenuth vor einer Flasche echten Nauenthalers und war glücklich. Seliges Vertrauen, eine unendliche Weltliebe erfüllte sein Herz; frohe Bilder vergangener Zeit verschmolzen sich mit den Eindrücken der berühmten Stätten, auf denen sein Blick haften blieb und die ihm durch Bilder längst traute Bekannte waren. Fragmente von lustigen Weinliedern, die ihm im Ohre klangen, riefen das Glück seiner Studentenjahre in ihm wach, — andere Weisen die Erinnerung an sein Liebesglück. Vor Allem ein Lied klang ihm immer bestimmter aus dem Rauschen des Rheinstroms entgegen; seine Melodie siegte über das Chaos der anderen. Es war ein Lied, das ihm die Geliebte — wie oft! — gesungen, sein Lieblingslied, ein wonnesam Gedicht von Heine, Robert Franz schuf die Weise dazu. Ueber den Römer gebeugt, lauschte er den andächtigen Klängen, ein süßes Weh kam über ihn und indem im Spiegel des Weines ein dunkler Mädchenkopf auftauchte, mit warmem Liebesausdruck, eine Madonna, wie sie Murillo gemalt hat, summte er die Weise:

„Im Rhein, im schönen Strome,
Da spiegelt sich in den Well'n,
Mit seinem großen Dome,
Das große, heilige Köln.“

Im Dom, da steht ein Bildniß,
Auf goldenem Grunde gemalt,
Im meines Lebens Bildniß
Hat's freundlich hineingestrahlt.

Es schweben Blumen und Englein
Um unsere liebe Frau;
Die Augen, die Lippen, die Wanglein,
Die gleichen der Liebsten genau.“

Hans Wohlgenuth sah über sein Glas in's Land und träumte.

„Sie sind ja recht still geworden,“ störte ihn plötzlich eine Stimme auf, mit deren Inhaber er sich gelegentlich einer Mahlzeit in der Kajüte vorher unterhalten hatte.

„Die Fülle der Eindrücke regt an zu stiller Betrachtung.“

„Mit Ihrer Marke zufrieden?“ fragte der Gegenüber, ein mittlerer Dreißiger von anständigem Aussehen. „Sie gestatten!“ er trank ihm zu. Und da Hans mit seiner Flasche fertig war, sagte er: „O gewiß, ein prächtiger Wein!“ und ließ sich eine neue geben.

Der Fremde setzte sein Gespräch fort, sprach von Holland, England, London; er war viel gereist, er wußte Alles, und da Hans in seiner seligfrohen Stimmung alle Reiserregeln vergessen hatte und der Rhein wie der Wein aus seiner Phantasie die Gassen der Dickens'schen Muse, die Londoner Verbrechertypen, welche ihn bis Mainz begleiteten, längst verschluckt hatte, wußte er auch bald Zweck und Plan der Reise unseres jungen Adepten der Pädagogik. Das Gespräch wurde lebhafter; der Fremde nöthigte seinen neuen Bekannten, dem er sich als „Kaufmann Dittrich aus Köln“ vorstellte, von seinem Wein zu versuchen. Man schenkte sich gegenseitig ein. — „Aus Köln.“ Hansens Blut gerieth in Wallung, wieder sah er die Madonna grüßen.

„Wie weit ist's denn noch bis Köln?“ fragte er.

„Nicht viel mehr über eine Stunde.“

„Und hält dort der Dampfer einige Zeit?“

„Gewiß. Dreißig Minuten! Zeit genug, um an's Land zu gehen.“

„Wirklich? — Ist es weit bis zum Dom?“

„Wüssten Sie den gern sehen? Ganz in der Nähe. Aber wissen Sie was? Die Hast des Hinundher können Sie sich sparen. Sehen Sie!“ — und er zog einen Fahrplan hervor — „um zehn ein Viertel geht ein Zug von Köln nach Düsseldorf, er erreicht die Stadt noch vor dem Dampfschiff. Wenden Sie die paar Stunden auf Köln, ich sage Ihnen, es wird sich lohnen und ist die Extraausgabe werth. Gerne will ich Ihr Führer sein.“

„O bitte —“

„Nein, es wäre mir ein Vergnügen. Sie gefallen mir. Sie bringen frische Universitätsluft mit. Das thut einem Kaufmann wohl. Ihr Gepäc kann ja hier bleiben.“ Er hob sein Glas. „Also, profit!“

Hans stieß an, äußerte aber doch Bedenken wegen möglicher Verspätung. Der Fremde widerlegte sie mit Eifer; er drängte mit hundert Schmeicheleien. Hans überhörte sie, er sah den Rhein hinauf, wo in der Ferne der Dom aus der Abenddämmerung grüßte!

„Es schweben Blumen und Englein
Um's Bild der lieben Frau —“

sprach er leise vor sich hin. „Nun gut! Herr Dittrich, ich gehe mit. Zuerst geht's aber zum Bahnhof, wo das Billet gelöst wird.“

„Gewiß, gewiß, lieber Herr! Das ist ja reizend, daß Sie mitgehen. Und was die Englein betrifft,“ fuhr er fort, auf die ersten Worte anspielend, deren Sinn er nicht verstanden, „so gibt's freilich nicht nur Klosterfrauen in Köln, die Eau de Cologne bereiten, sondern auch liebe Frauen, die uns dessen Duft und noch viel Süßeres entgegenbringen. O gewiß!“

Da kam der Kellner, welcher bezahlt ward.

Hans zahlte mit einem der goldenen Sovereigns, welche in seiner Börse blühten — die Großmutter hatte ihm einen

erquicklichen Reisepfennig mit auf den Weg gegeben.

„Tragen Sie Ihre ganze Baarschaft bei sich?“ fragte theilnehmend der Kölner. „Das ist vernünftig. Nie das Geld in's Gepäck: ist erste Reiseregeln!“

Hans meinte, er sei im Reisen ja auch nicht unerfahren, und wenn man nach London reise, da nehme man sich in Acht. So traten sie an's Land. „Leb' wohl, mein Rhein! Heute Nacht an der Düssel auf Wiedersehen!“

Am liebsten wäre er jetzt den Fremden los geworden. Seine Zudringlichkeit hatte verschüttet, was vorher seine freundliche Theilnahme an diesen erwidernenden Gefühlen in ihm geweckt. Auch hatte seine Bildung bereits einige Blößen gezeigt. Was aber sollte er mit ihm vor Allem als Zeuge bei der stillen Andacht im Dom, die er vor hatte? Auf seine höflichen Ablehnungen ging Herr Dittrich aber nicht ein. Er drängte zum Bahnhof; als man hintam, war die Billetausgabe für den Zug noch nicht eröffnet. Hans gab seinen Handkoffer zum Portier. Kargerlich über die Vergeblichkeit des Weges wandte er sich zurück zum Dom. Eine nervöse Gespanntheit hatte sich seiner bemächtigt. Der Geist des Weins regte sich im Kopfe. Als sie zum Dom kamen, war die Dämmerung so stark, daß ein Eintreten in den finstern Raum nicht lohnte.

„Aber ich muß hinein,“ sagte Hans.

„Zu spät,“ sagte sein Begleiter, „es ist schon Sieben vorüber. Der Dom ist geschlossen. Aber die Schönheit des Doms ist ja seine äußere Pracht!“

Damit hatte er Recht. Hansens Blick kletterte an dem blumigen Strebenwerk empor, hoch, immer höher, bis an die Spitze des fertigen Thurmes. Welche Sorgfalt und Kunst in der kleinsten Verzierung, und welche Größe des Ganzen! Welche unendliche Wiederholung von kleinem Zierat, vereinigt zu einer großartigen Harmonie! Es schwindelte ihm. Da war's ihm, als ob ihn von einer Nische herunter ein Madonnenbild grüßte. Es waren dieselben lieben Züge, die ihm nun schon den ganzen Tag über vor der Seele standen.



James A. Garfield, Präsidentschaftskandidat der Vereinigten Staaten. (S. 90.)

„Kommen Sie,“ sagte er zu seinem Begleiter, „führen Sie mich in ein Restaurant, wenn es Ihnen recht ist. Ich würde gern einmal im Adressbuch etwas nachsuchen.“ Helenens Tante war die Gattin eines reichen Kölner Geschäftsmannes. Der Name war ihm wohlbekannt. Die

Tante selbst nicht minder. Im Hause des Geheimraths Leuthold, bei ihrer Schwester, hatte sie vorigen Sommer einen Monat verbracht. Er wußte, daß er sich in jener Zeit ihr Wohlwollen erworben.

Wie weit, wie weit lag das Alles hinter ihm! In den Straßen drängte sich interessantes Volksgewühl, er achtete nicht darauf; Herr Dittrich war ein bereiteter Cicerone, Hans Wohlgenuth antwortete nur mechanisch: „O gewiß — ja wohl — ganz recht.“ Er merkte nicht, daß es ein recht weiter Weg war, den er geführt ward. Sie traten in ein Café ein. Hans suchte im Adressbuch, während Herr Dittrich ihn auf eine Weile allein ließ. Er wollte gleich wiederkommen. Es dauerte aber lange, bis er zurückkam. Hans hatte die Adresse gefunden. Die Wohnung lag in der Nähe des Doms. Er wollte wieder in die Gegend. Der Andere lachte.

„Aber Sie sonderbarer Schwärmer, da waren wir ja eben. Nun gut, ich will Sie später hinführen. Vorher aber müssen Sie ein Stück Kölner Leben sehen. Volksleben, rheinisches Volksleben, das muß man studiren, Sie sind ja doch ein halber Poet. Kommen Sie. Sie müssen wieder munter werden. Schnell noch einen Maraschino, — he, Kellner! — und dann vorwärts!“

Hans ging auf den Ton ein, ohne doch der träumerischen Stimmung ganz Herr werden zu können, die seinen Willen wie in Schlaf lullte. In seinem Kopfe durchkreuzten sich Pläne, Einwürfe, Verjäge, Wünsche. Sollte er hier bleiben? — er wollte es; sollte er den Zug aufgeben und wegen des Gepäcks nach Rotterdam telegraphiren? — das wollte er nicht; er war ungeschlüssig, sein Wille war träge und appellirte an den Zufall. Dabei folgte er immer dem neuen Bekannten, der ihm die wichtigsten Gebäude wies, mit ihm in einer originellen Kneipe einen Steischoppen trank — es war ein schweres Getränk — und schließlich seine Schritte einer Gegend zu lenkte, wo die Häuser niedrig und schmutzig waren und der Verkehr verlegt. „Hier kneipen die Rheinschiffer, ein wildes Chor!“ Und ohne nach dem Willen seines Schütlings zu fragen, trat der Führer in eine Wirthschaft, in



Fluchbeladen. Lucile Melier warf sich weinend in seine Arme. (S. 92.)



Fluchbeladen. „Sie verlangt nichts von Dir! Hörst Du, Jacques? Gar nichts!“ (S. 94.)



Die Gyllenrunds im zoologischen Garten zu Riga. Zeichnung von Ludwig Fedmann. (S. 96.)

deren qualmigem Saal es allerdings wild und wüst genug ausah. Der Kölner aber durchschritt ihn schnell. „Da hinten ist noch ein behagliches Stübchen für Gäste wie wir!“ und damit geleitete er den Fremdling in ein in der That recht anständig ausgestattetes Hinterzimmer, wo ihnen der Wirth mit einem biederem Gruße entgegentrat, indem er sein Köppchen lüftete und die Pfeife absetzte, die er in der Hand hielt. Sonst war es leer bis auf zwei Gäste. Sie saßen am andern Ende der Tafel, an der sich jetzt Hans zögernd niederließ.

„Was wollen wir denn hier?“ fragte er den ihm schon lange recht unangenehm gewordenen Begleiter, der Flaschenbier bestellte. „Getrunken hab' ich genug, mehr als genug. Auch bin ich müde. Der Zug ist veräußert, ich dauch' es gleich; das Beste ist, Sie bringen mich in ein Hotel!“

„O, Ihre Uhr geht falsch, Sie haben noch viel Zeit. Nur nicht so griesgrämig. Lustig, Brüderlein, trinken, zechen! Ein alter Student wie Sie wird doch nicht abfallen! Das ist ein Bier! Prosit! Jena soll leben!“

„Vom Abfallen ist keine Rede! Wenn Sie noch der Durst plagt, trink' ich auch mit! Aber ein eigenthümliches Lokal haben Sie aufgesucht. Draußen der wüste Lärm, hier die langweilige Stille! Das sind ja zwei unheimliche Gefellen da oben,“ fügte er leiser hinzu.

Die beiden Herren waren gut gekleidet. Besonders der Eine, mit starkem schwarzem Schnurrbart, der wie ein pensionirter Rittmeister ausah, trug sich sehr fein; eine schwere goldene Kette hing über seiner weißen Weste. Der Andere war bis oben zugeknöpft und sah blaß aus. Sie spielten Karte.

„Was spielen Sie nur für ein komisches Spiel? Kennen Sie's?“ flüsterte Dittrich.

Auch Hans war befremdet. Der schwarze Schnurrbart legte ein Spiel Karten, aus welchem der Andere vorher eine Karte gezogen und die obenauf gelegt worden war, in drei Häufchen, die Karten dabei mischend, indem er hier abhob, da zulegte, bis er vom Blaffen verlangte, dasjenige Häufchen zu bezeichnen, in welchem die vorher gezogene Karte jetzt liege. Traf der Blaffe das rechte, so hatte er gewonnen, sonst aber verlor er. Man schien hoch zu spielen, die Thaler gingen hin und wieder. Hans kannte das Spiel nicht, er spielte überhaupt nicht sonderlich gern.

„So viel ist sicher,“ erwiderte er harmlos, „s ist ein Hazardspiel der schlimmsten Sorte!“

Als aber darauf plötzlich der Andere sagte: „Es scheint doch sehr interessant zu sein,“ und dabei den Spielenden näher rückte, als er mit denselben anband und bald selbst seinen Scherz in dem Spiele als Opfer des Schwarzbart's über, als der Wirth unverlangt neue Flaschen von dem schweren Biere herbeibrachte, dessen erste Probe unserem Freunde schmerzhaft zu Haupte gestiegen war, da überkam ihm mit einem Schlage die Einsicht: „Hans, Hans, wohin bist du gerathen? Du bist unter Bauernfängern. Dieser Dittrich ist der 'Schlepper'. Was sie spielen, ist sicher Kimmelsblättchen, dieses gemeinste aller Hazardspiele, dessen Name der Gaunersprache entlehnt ist, in der, wie im Hebräischen, Himmel die Dreizahl bedeutet. Und du, Hans, bist — der Gimpel.“

Wohl fühlte er nun, daß es jetzt Zeit gewesen wäre, aufzuspringen, dem Dittrich unverholen die Meinung zu sagen, zu bezahlen und fortzugehen. Aber, zwar nicht Muthlosigkeit, vielmehr der Zustand gelähmter Willenskraft legte ihm Blei in die Glieder und ließ ihn harren, wie die Situation sich von selbst klären würde. Spielen würde er ja doch nicht. Da erhebt plötzlich der muthmaßliche Schlepper mit dem Gaunernamen Dittrich ein jämmerlich Geschrei. Im Handumdrehen hat er zehn Thaler verloren.

„Retten Sie mich,“ ruft er seinem Opfer zu, „es war mein Letztes, ich bin elend, wenn das verloren bleibt. Meine arme, kranke Mutter! Ihr gehörte das Geld. Sehen Sie, ich flehe Sie an, einen Thaler! Opfern Sie den Thaler, leihen Sie mir ihn. Ich opferte Ihnen ja auch meine Zeit!“

Hans blieb kalt. Glühend und fiebernd, die schwüle, jämmerliche Situation kaum noch ertragend, durchschaute er die Komödie, es brannte ihm das Wort auf der Lippe: „Still, Sie Glender, längst durchschaute ich Sie!“ Aber noch fehlten ihm die Beweise, jede Ueberreilung hätte sich in Gegenwart der unheimlichen Zeugen schwer rächen können, dabei fühlte er, wie ihn die geistigen Kräfte verließen. So sagte er nur:

„Wer heißt Ihnen denn zu spielen? Schämen Sie sich!“ Dittrich klagte und drängte, da rief der Elegant mit dem Schnurrbart und der goldenen Uhrkette:

„Nun, so helfen Sie doch Ihrem Freund. Ich bin bereit, ihm Revanche zu gewähren. Der Thaler wird Sie nicht arm machen!“

Der freche, näselnde Ton trieb Hansens das Blut aus den Wangen. Er wäre am liebsten aufgesprungen und hätte das ganze Terzett mit seinem guten Reifestock herausgefordert, aber er zählte sein Blut und setzte den Thaler. Der Schnurrbart rückte näher, das Spiel ging los. Es hatte eine seltsam fesselnde Macht. Hans verfolgte die gezogene Karte auf all ihren Hin- und Herreisen von Häuflein zu Häuflein. Sie war ihm nicht entgangen. Er gewann.

„Das Geld ist Ihnen,“ sagte er kalt zu Dittrich. „Noch nicht,“ sagte dieser, „Sie haben Glück, lassen Sie den Einsatz stehen. Spielen Sie weiter!“

Der Dämon des Spiels fing an, den Jüngling zu umgarnen! Schon mischte der Andere.

„Gut,“ sagte Hans, „das Geld bleibt als Einsatz.“ Und wieder gewann er; aus einem Thaler waren vier geworden.

Die innere Stimme raunte: „Hans, der Gauner läßt dich nur gewinnen, um dich sicher zu machen.“ Der Schwarzbart aber rief:

„Zweimal gewonnen Sie, mein Herr, ich fordere Revanche.“

Und wieder hüpfen seine reichberingten Finger über die drei Kartenhäufchen und wieder traf der erregte Jüngling die rechte Karte, wieder schob der sich erschreckt stellende Schwarzbart ihm Geld hin — vier blanke Thaler.

„Ei was, wir spielen um Gold!“ schrie dieser, griff in die Tasche und warf verschiedene Goldstücke auf den Tisch. „Beim Golde erst zeigt sich's, wer das Glück hat!“

Der Wirth war hinausgegangen. Die drei Gauner lauerten auf den Entschluß ihres Opfers. Er machte ihnen die Arbeit schwer.

In diesem Augenblick that sich eine Seitenthür auf, ein aufgeputztes Weib mit entblößten Schultern und Armen eilte auf den ausgerichtet dastehenden Hans zu.

„Noch nicht, Satan!“ rief der Spieler. „Ei was, ich will zu meinem Schatz!“ gab sie entgegen. Und im Nu warf sie sich mit wilder Umarmung um den Hals des kräftigen Jünglings. „Nicht wahr, Liebchen, wir spielen zusammen, jetzt um's Gold, dann um Liebe! Gelt?“

Aber sie war noch nicht zu Ende mit den Worten — die ganze Szene war Sache eines Moments — da taumelte die Dirne zurück, von dem Jüngling weit von sich gestoßen. „Hinweg!“ rief er und sprang gleichzeitig nach seinem Hut und ergriff seinen Stock. „Hier, Wirth, ist Geld für das Bier,“ und er warf dem erschrockenen Herzustürzenden einen Thaler vor die Füße. „Das Sündengeld bleibt Euer. Fort!“ rief er mit erhobenem Stock und gab dem auf ihn mit Schmeichelnworten eindringenden Dittrich einen Stoß vor die Brust, daß er gegen die schimpfende Dirne flog; „zurück!“ und unangefochten verließ er das Zimmer, durchschritt er die qualmige Schifferkneipe. Draußen war es finster und trübe. Dem schönen Tag war Unwetter gefolgt, es regnete. Unwetter tobte auch in seinem Innern. Aber des Regens achtete der hoch aufathmende Jüngling nicht. Er nahm den Hut ab und strich sich durch die Locken. Wie heiß war ihm sein Kopf! Die Straße war breit und ganz finster. Weder den Namen der Straße noch der Wirthschaft vermochte er zu entdecken. Er hielt sich dabei auch nicht lange auf. Er ging vorwärts. Lange dauerte es, bis er Jemanden traf. Es mußte eine sehr entlegene Straße gewesen sein. Mit dem Plätschern des Regens und dem Hall seiner Schritte vermischte die Erinnerung der rohen Laute der letzten Szene. Da tönte ein Glockenschlag, laut und mächtig, und wieder einer; es schlug zwölf vom Dom. Der Dom mußte in der Nähe sein. Er ging dem hehren Klang nach und mit jedem Schlag ward es in seiner Seele heller. Die Emvörung, der Jörn, die Scham, die Erschöpfung verließen ihn. In die Glockenklänge wob sich eine Melodie, seraphisch leise, lindern süß klang sie ihm im Ohre, vor dem Auge schwebte die Madonna von Köln, schwebte die Geliebte, ihm freundlich zu winkend. Und als sich bald darauf in einem guten Hotel, das er in der Nähe des Doms gefunden, der Schlummer auf seine müden Augen senkte, da flüsterte Hans noch einmal: „... In dieses Tages Bildniß hat's freundlich hineingetrakt, Helene, Helene, Dein Bildniß!“

Es war andern Tages gegen Mittag, als Hans Wohlgemuth vor der Privatwohnung des Herrn Kommerzienrath's Vamberstroem klingelte, seine Karte abgab und nach der gnädigen Frau frag. Im selben Moment, als er über den Teppich des Korridors hinschritt, hörte er ein Kleid rauschen, er hörte einen Schrei:

„Hans, mein Hans!“ rief eine ihm vertraute Stimme.

„Helene, ja, ich bin's!“ — Fräulein Leuthold —

„Still, die Tante —“

Die Tante trat herzu, mit einem gütigen Lächeln auf den Lippen.

„Sie verzeihen, gnädige Frau, wenn ich —“

„Ei, Sie böser Mann, das weiß ich noch nicht, ob Ihnen verziehen werden kann. Liebe Helene, nicht wahr, Du läßt uns allein; ich laß Dich dann rufen, denn ich denke doch, Herr Wohlgemuth hat Dir Manches zu sagen!“

In der Lektion, welche die Frau Kommerzienrathin dem jungen Abenteurer erteilte, erfuhr aber unser Hans trotz der Schelte lauter wonnige Dinge, wenn sie auch sein Herz erbeben machten. Helene hatte sich doch nicht in die Resignation finden können; sie war leidend, der Aufenthalt in Jena ihr unerträglich geworden. Der Tante hatte sie in einer stillen Stunde ihr Geheimniß vertraut. Die hatte wohl auf den treulosen Liebhaber gescholten und zankte auch jetzt auf ihn, aber sie zeigte auch Verständnis für seine Beweggründe, und mit sichtlich Schönmuth machte sie ihm den Vorschlag, die Fahrt nach London aufzugeben und statt dessen mit ihrem Sohne, der bisher Privatunterricht genossen, eine größere Reise nach Italien zu machen. Ihr Mann, den er heute Mittag kennen lernen würde und dem er in Folge mancher Erwähnung nicht fremd sei, habe diesen Erziehungsplan und werde ihm den Jungen gern anvertrauen. — „Und was Ihre Zukunft betrifft,“ fuhr

sie fort, „wir sind reich, Leutholds sind auch vermögend. Helene sagte mir, daß Sie früher beabsichtigt hätten, eine Professur als Lehrer deutscher Literaturgeschichte zu erstreben. Herr Wohlgemuth, geht es gegen Ihr Ehrgefühl, von einer reichen Freundin der Literatur, von mir, als Förderung dieser, auf einige Jahre bestimmte Studienvorlesungen anzunehmen? Sie schütteln den Kopf, junger Leuthold! Sie küssen mir die Hand, warum? Der Herr Professor Wohlgemuth und der Gatte von Fräulein Helene Leuthold wird ja leicht in der Lage sein, sie zurück zu bezahlen. Ah, da ist Helene — ei, ei, Kind, ich wollte Dich ja rufen lassen!“

„Ach, Tanten, das hatt' ich ganz vergessen!“ „Der Tausend, Kind, Dein armes Gedächtniß! Hier, nimm einen Kuß. Und nun spricht euch aus, Kinder! Ich laß euch allein! Zur Essenszeit führe dann unsern Besuch in's Tafelzimmer. Also auf Wiedersehen.“

Als aber die Essenszeit da war, hatte Helene den Auftrag wieder vergessen. In seliger Stimmung saß sie vor dem Klavier, hinter ihr Hans Wohlgemuth, nun ihr Verlobter, und der eintretenden Tante klangen die Rhythmen entgegen:

„Es schweben Blumen und Englein
Um unsere liebe Frau;
Die Augen, die Lippen, die Wanglein,
Die gleichen der Liebsten genau.“

Hans Wohlgemuth war glücklich — und ist es noch heute. Möge er es immer bleiben. Nicht allen Menschen geht es so gut. Dich aber, lieber Leser, so du ein liebender Herz hast, empfehle ich dem Schutze Unserer lieben Frau von Köln. Die kann helfen!

James A. Garfield,

Präsidentenwahlkandidat der Vereinigten Staaten.

(Portrait S. 88.)

Nach den Wahlvorgängen in den Vereinigten Staaten, wo beim 36. Wahlgange der Senator des Staates Ohio, James A. Garfield, eine Mehrzahl der Stimmen erhielt, ist es beinahe unzweifelhaft, daß Garfield Präsident der Vereinigten Staaten werden und am 4. März 1881 sein Amt antreten wird.

Garfield entstammt einer armen Familie in der sogenannten Westernreserve (dem an den Erie-See grenzenden Theile) des Staates Ohio. Er ist in des Wortes verwegener, aber auch schönster Bedeutung „ein selbstgemachter Mann“. Fast ganz ohne Schul-erziehung, trieb er in früherer Jugend die Pferde von Kanalbooten, wurde dann selbst Bootsführer, später Zimmermann oder richtiger Hauschreiner. Während dieser seineswegs dazu einladenden Beschäftigung erwarb er sich durch eigenes Studium Schulkenntnisse bis zu dem Grade, daß er Lehrer, später Professor an einer höheren Schule wurde. Beim Ausbruch des Sezessionskrieges trat er sofort als Freiwilliger ein und wurde zum Oberst eines Freiwilligenregiments erwählt. Von hervorragender strategischer Befähigung des jungen Obersten, der gegen Ende des Krieges zum Brigadegeneral emporstieg, hat die Geschichte des Kampfes nichts verzeichnet. Verwundet und in Gesundheit gebrochen, kehrte er gegen den Schluß des Krieges zurück. Unsere Photographie ist damals genommen; es darf daher nicht auffallen, daß er jetzt, nach 15 Jahren, selbst jünger aussieht als damals. Er ist viel stärker geworden, ein Mann in den besten Jahren, von frohender Gesundheit und Kraft. Sein Typus ist nicht amerikanisch, eher deutsch, auch ist seine Art, sich zu geben und zu unterhalten, mehr deutsch als amerikanisch.

Seit 1865 ist er Mitglied des Kongresses, seit einigen Jahren im Senate. Nur kurze Zeit bedurfte er im Repräsentantenhause, um sich eine hervorragende Stellung zu erringen. Seine klare Auffassungsgabe, sein großes natürliches Rednerialent, das, ohne die für den amerikanischen Redner unentbehrliche Fähigkeit, Wit und Sarkasmus an passender Stelle zu entwickeln, sich nie zu dem leider zu oft auch in den Hallen des Kongresses breit machenden Trivialen hinabließ, seine rücksichtslose Redlichkeit und sein entschiedenes Auftreten gegen die Annahme der zurückgekehrten Rebellen gaben ihm ein so bedeutendes Ansehen, daß er schon seit Jahren als der „coming man“ (der kommende Mann) in der öffentlichen Meinung bezeichnet wurde. Nur er allein schien diese Bedeutung nicht zu kennen — denn nirgends brachte er oder die sogenannten Freunde seinen Namen vorwärts.

Es verdient jedoch festgestellt zu werden, daß bei der Wahl dieses Präsidenten im Laufe von 20 Jahren es bereits das zweite Mal ist, daß der Einfluß und die Stimmzahl der Deutschen den Ausschlag bei der Präsidentenwahl gegeben hat — zuerst bei der von Lincoln und jetzt bei Garfield. — Hierbei verdient zur Ehre unserer transatlantischen Landsleute noch besonders hervorgehoben zu werden, daß sie — ihren nationalen Prinzipien treu — nicht bei den gewöhnlichen Präsidentenwahlen, wo es sich bloß um Personen handelt, sondern nur dann ihr Gewicht in der Politik der Vereinigten Staaten fühlen lassen, wenn es sich um das Menschenrecht oder die fundamentalen Grundsätze der Republik handelt.

Die Hyänenhunde im zoologischen Garten zu Köln.

(Bild S. 89.)

Vor einigen Jahren gelang es dem zoologischen Garten in Köln, drei Exemplare des in zoologischen Gärten überaus seltenen Hyänenhundes (Lycan pictus) zu erwerben, damals die einzigen lebenden Repräsentanten ihrer Gattung auf dem europäischen Kontinent.

Der Hyänenhund, auch gemalter und dreifarbigter Hund genannt, wurde von Temminck mit dem Namen Hyaena picta, von Desmarest und Rüppel mit dem Namen Canis pictus und von Griffard mit dem Namen Canis tricolor bezeichnet. Man war lange unentschieden, ob man das Thier zur Gattung der Hyänen

oder der Hunde zählen solle. Zu den ersteren rechnete man es wegen seiner vier Zehen an den Vorder- wie den Hinterfüßen, zu den letzteren wegen der Struktur des Schädels und Gebisses, die mit jener der Hunde mehr Analogie zeigte. Später erkannte man das Bedürfnis, dem Thier eine besondere Stellung zwischen beiden einzuräumen, und so entstand der neue Genus *Lycodon*, unter welchem der Hyänenhund bis jetzt als einziger Repräsentant steht.

Der Hyänenhund ist eine auffällige Erscheinung im Gebiete der Natur. Er hat die Größe und die Gestalt eines kleinen Wolfes oder eines mittelgroßen, hochbeinigen Hundes; der Kopf und die fast seitwärts stehenden Ohren sind die der Hyäne, während der lange, abwärts hängende Schwanz mehr an den Wolf erinnert. Die Farben, weiß, oder gelb und schwarz, laufen über den ganzen Körper in buntem Gemisch durcheinander, ähnlich wie in gewissen italienischen Marmorarten, und verleihen dem Thier ein eigenthümliches Aussehen. Die Drehung richtig bemerkt, gibt es nicht zwei dieser Hunde, die in der Zeichnung einander gleich sind; nur die Zeichnung des Kopfes und Nackens ist stets dieselbe. Die Grundfarbe scheint das Ockergelb zu sein, in welchem sich mehr oder weniger große weiße Flecken zeigen, welche mit unregelmäßigen, wellenförmigen schwarzen Rändern eingefast, gleichsam umsäumt sind.

Der lange, bis nahe an die Fersen herabreichende Schwanz ist an der Wurzel gelb, in der Mitte schwarz und endigt in einem weißen Haarbüschel. Die Schnauze ist schwarz, und ein ebensolcher Streif läuft mitten über die Stirn zwischen die Ohren. Die verlängerten Haare des Gesichtes bilden eine Art Backenbart.

Nach Kämpeln bewohnt der Hyänenhund das Innere Afrikas, vom Kapland bis an die Wüste von Kobi und bis in die Steppen von Kordofan, wo er in zahlreichen Rudeln umherstreift und Alles anfaßt, was ihm begegnet. Nicht nur Löwen, Panther, Büffel und Antilopen, auch Menschen werden von ihnen angefallen. Sehr gefährlich sind die Hyänenhunde für die Schafe der Bewohner der genannten Gegenden, unter denen sie zuweilen ein wahres Gemetzel anrichten. Bei Nacht, wenn sie in Massen beisammen sind und durch irgend etwas beunruhigt werden, geben sie Töne von sich, welche klingen, als ob Menschen sprächen, denen die Zähne klappern. Sammeln sie sich, dann stoßen sie einen Laut aus, der etwa klingt, sagt Cumming, wie der zweite Laut des Aukfischs.

Die drei Exemplare dieser Spezies, welche der Kölner zoologische Garten besitzt, haben sich durch ihr munteres Wesen längst den Beifall aller Besucher erworben und geben jeden Tag Stoff zu neuen und interessanten Beobachtungen. Abgesehen von der schönen Gestalt, welche durch die bunten Mancen des Fells noch erhöht wird, fesseln diese Thiere die Aufmerksamkeit der Zuschauer besonders durch die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen, ihre Behendigkeit und Wachsamkeit. Sie sind kaum einige Minuten im Zustand der Ruhe; ohne Aufhören spielen, springen und zanken sie mit einander, bemerken jedoch Alles, was um sie vorgeht. Ihre Elastizität im Springen ist kaummerregend; sie stehen in dieser Hinsicht keinem andern Thiere nach. Besonders komisch ist das Schauspiel, das sie zur Zeit der Fütterung bieten. Das Durcheinanderlaufen, Uebereinanderwegspringen und das gellende Geschrei, welches sie alsdann ausstoßen, während sie am Gitter klopfen und kratzen, bis die Reize an sie kommt, garantirt ihnen die Aufmerksamkeit des Publikums, das nicht müde wird, sich an dem überaus komischen Schauspiel zu ergötzen. Die Gier dieser Thiere übertrifft die aller bekannten Säugethiere. Während der Fütterung entsteht immer ein heftiger Kampf, der von einem infernalischem Geschrei begleitet wird; während reihen sie sich gegenseitig das Fleisch aus dem Rachen, obgleich ihre Fertigkeit im Verschlingen alles Dargestellte übertrifft. Die Laute, die sie bei diesem erbitterten Kampfe ausstoßen, haben gar keine oder nur sehr geringe Ähnlichkeit mit denen des Hundes; man kann sie am besten mit den kreischenden Tönen vergleichen, die durch Räder auf ungeschmierten hölzernen Achsen hervorgerufen werden. Außer diesem Geschrei ist an ihnen bis heute nur noch eine Art von kläglichem Wimmern aufgefallen, das sie zuweilen hören lassen.

Im Allgemeinen erinnert der Hyänenhund in seinem Wesen mehr an den Wolf als an den Hund. Die Beine sind dünn und zart wie bei dem Jagdpanther oder Gepard. Wie dieser laßt er sich beim Hinlegen plötzlich niederfallen. Bemerkenswerth ist die Anhänglichkeit, die sie gegenseitig für einander haben. Der natürliche Trieb zum gesellschaftlichen Leben ist bei ihnen so ausgebildet, daß Isolirung für sie gefährlich sein würde. Obgleich sie, wie Brehm bemerkt, Berachtung gegen den Hund zeigen, ist ein solcher im Falle der Noth doch ein gern gesuchter Gesellschafter für sie. Eine Bluthündin, die in Köln einem überjährligen Mädchen als Gesellschafterin beigegeben wurde, ist sogar Herrin im Haus geworden, und beide leben gemüthlich beisammen.

Es sei noch bemerkt, daß der Hamburger zoologische Garten vor etwa zehn Jahren ein Paar dieser Hyänenhunde besaß, von denen das Weibchen zwölf Junge warf. Leider starben beide kurz darauf mitsammt der Nachkommenschaft. Der zoologische Garten in London besaß vor Jahren ein einzelnes Männchen, und unlängst hat der zoologische Garten in Berlin ein Männchen und zwei Weibchen erworben.

Polypen aus der Meerenge von Malacca.

(Bild S. 92.)

Zu den wunderbaren Gebilden der Natur gehören die polypenartigen Gewächse der Meeresgründe, welche, theils Thiere, theils Pflanzen, theils Stein, besonders in den südlichen Ozeanen in reichster Formenfülle vorkommen und von denen die Korallen wohl die bekanntesten sind.

Unsere Illustration zeigt einige dieser märchenhaften, phantastischen Gebilde von den unterirdischen Felsgebilden der Meerenge von Malacca. Die auf unserem Bilde tieftestehenden drei gehören zu der Klasse der Madreporen; es sind gewöhnlich weiß gefärbte baumartige Korallen, die in ungeheurer Menge den Meeresgrund überwuchern, die höchsten gehören zu den massigen, steinartigen Korallengebilden. Diese Gewächse sind von einem Thier, das diese Versteinerungen auf- und weiterbaut in jahrausjahrlanger stiller Arbeit, Verfallung auf Verfallung fugend, bis sie als Felsenriffe und oft hundengroße Eilande aus den Gewässern aufstehen.

Albumblatt.

Erwacht.

Bewohner fehlten diesem Schloß seit Jahren;
Ob selb'ne Blumen auch den Park verschönten,
Ob dichter stets sich auch die Bäume krönten,
Schien er ein düstres Ansehn doch zu wahren.

Ich konnte niemals Vöglein drin gewahren,
Es war, als ob es Zauberer verpönten,
Daß helle Lieder durch die Stille tönten,
Als würde Alles des Erweckens harren. —

Nun lärmt und juchzt es in den Laubengängen,
Im ganzen Parke regt sich frohes Leben,
Und in den Zweigen schallt es von Gefängen;

Denn eine Fee mit Zauberhand, mit linder,
Hat des Erwachens Zeichen stolz gegeben;
Sie brachte mit — sechs goldgelockte Kinder!

(Aus: „Gebichte“ von Louise Sternau. Wien, Sarsy & Fried.)

Fluchbeladen.

Roman nach Emile Zola.

von

Emile Zola.

Mit Autorentext für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

18.

Drei Tage nach seiner Rückkehr in den Scuilleon-Hof schickte Pierre Rouvenat sich eben an, Geneviève Nachricht von ihrem Manne zu bringen, als ein Weib aus Ciry im Vorübergehen am Hofe stehen blieb.

Sie brachte eine traurige Nachricht.

Jacques Mellier war anwesend. Und diese Nachricht war für ihn ein zweiter Schlag.

Kurz nachdem die Verurtheilung Jean Renaud's bekannt geworden war, hatte sich Geneviève, schon schwer krank, zu Bette gelegt. Zwei Nachbarinnen hatten in ihrer Pflege abgewechselt. Sie ließen sie nicht eine Minute hindurch allein. In der vorhergehenden Nacht nun brachte Geneviève ein Mädchen zur Welt, einige Wochen zu früh, klein und zart wie eine Puppe, welches der Arzt jedoch für vollkommen entwickelt und lebensfähig erklärte.

Die junge Mutter verlangte ihr Kind zu sehen. Man legte es in ihren Arm. Da wurde sie von heftiger Verzweiflung ergriffen und vergoß bittere Thränen. Als man die sah, glaubte man, ihr das Kind fortnehmen zu müssen. Zwei Stunden später hauchte Geneviève unter fürchterlichen Krämpfen in den Armen des Arztes ihr Leben aus.

Nun wissen sie nicht, was sie mit der armen kleinen Waise anfangen sollen, fuhr das Weib aus Ciry fort. „Alle sagen, es wäre ein Glück für das Geschöpf, wenn's gar nicht auf die Welt gekommen wäre, oder wenn es so bald als möglich seiner Mutter nachfolgen würde.“ Damit entfernte sich das Weib.

Mellier und Rouvenat waren allein.

Rouvenat rief: „Wie dieses Weib den Tod des armen Kindes wünschte, war mir, als müßte ich sie niederschlagen.“ — „Mellier sagte finster: „Sie sieht die Dinge, wie sie wirklich sind, das ist Alles.“ — „Und was wirst Du jetzt thun, Jacques?“ — „Nun, Du bist ja jetzt hier der Herr, der Befehlende. Entscheide, handle. Ich werde gut finden, was Du beschließt.“ — „Du läßt mir also in dieser Sache ganz freie Hand?“ — „Ja.“ — „Und darf ich in Deinem Namen handeln?“ — „Wie Du willst.“ — „Was ich bestimmen werde, wirst Du bestätigen?“ — „Im Voraus schon. Handle, wie Du es für gut findest. Soll ich Dir meine Einwilligung schriftlich geben?“ — „Als ob ich nicht Deinem Worte glaube! Uebrigens handelt es sich jetzt nur darum, für das Kind eine Amme zu finden. Erst später haben wir uns um seine Zukunft zu sorgen.“

Pierre Rouvenat begab sich unverzüglich nach Ciry. Er fand in dem Hause der Todten vier oder fünf Weiber.

Auf dem Tische in der Nähe des Bettes stand eine angezündete Lampe und ein Krug mit Weihwasser, in dem ein Buchsbaumzweig war.

Rouvenat hatte beim Eintreten den Hut abgenommen; er trat langsam vor, ergriff den Buchsbaumzweig und besprengte das weiße Linnen, welches die Todte bedeckte, mit Weihwasser.

Und ganz still sagte er: „Geneviève, Du armes Weib, möge Deine Seele sich trösten, ehe sie sich ganz von der Erde trennt! Ich schwöre Dir, Dein Kind niemals zu verlassen, stets über ihm zu wachen und es zu lieben, als wäre es das meinige!“ Er wandte sich dann an die Weiber. „Wo ist das Kind?“ fragte er. — Eine derselben antwortete: „Wir konnten es nicht hier behalten. Ich habe es unterdessen zur Frau Claude Berny getragen, die ihr Jüngstes noch nicht entwöhnt hat.“ — „Gut,“ sagte Rouvenat. „Die Leute von Ciry brauchen sich um das

Kind keine weiteren Sorgen zu machen. Herr Jacques Mellier vom Scuilleon-Hof adoptirt es.“ — „Na, das haben wir auch schon gedacht, daß es so kommen würde! Herr Mellier war immer so gut gegen die Geneviève, und auch für den Jean Renaud: Der wird doch ihr Kind nicht in's Findelhaus geben lassen! Und vollends das gute Fräulein vom Scuilleon-Hof, die versprochen hatte, der Kleinen Pathe zu sein!“ — „Ich will gegen Abend wieder kommen,“ sagte Rouvenat. „Meine Absicht ist, die Nacht hier zuzubringen, hier bei der Todten, mit denen, die mit mir für sie beten wollen.“

Er entfernte sich und begab sich geradenwegs zum Bürgermeister, mit dem er länger als eine Stunde plauderte. Dann suchte er die Frau Berny auf, die er mit dem Kinde im Arme fand.

Rouvenat setzte sich neben das Weib und betrachtete das kleine Wesen mit thränenverschleierten Augen.

„Es ist recht zart, recht schwach,“ sagte die Berny. „Wie schmal ihre Beinchen sind, und wie winzig und rosig die Ringerschen! Und die hübschen blauen Augenlein, die's hat! Dieselben Augen wie ihre Mutter. Und sie wird blond werden, die Kleine, wie sie. Sie verlangt nichts weiter, als am Leben bleiben zu dürfen. Sie trinkt mit solcher Lust!... Herr Rouvenat, wissen Sie schon, was man mit ihr anfangen wird?“ — „Nein. Wenn Sie die Kleine behalten wollten...“ — „Würde man mir sie in Pflege geben? Wirklich, ja?“ — „Nicht für immer; für fünfzehn Monate etwa.“ — „O, dann behalte ich sie, Herr Rouvenat, dann behalte ich sie. Sie soll mir wachsen wie ein junges Pflänzchen; Sie werden schon sehen. Mein Mann ist nicht reich und wir haben schon drei Rangen; thut nichts — nun werden's viere sein. Ich habe die arme Geneviève so gern gehabt. Um der armen todten Mutter willen will ich das Kind umsonst behalten... Da schauen Sie doch nur, Herr Rouvenat, wie sie mich anschaut mit ihren lustigen Augenlein... Als ob sie verstünde, was wir reden!...“ — „Was das Umsonstbehalten betrifft, so wird das Herr Mellier nicht zugeben,“ bemerkte Rouvenat. „Sie werden die Amme der Kleinen, das ist abgemacht. Aber sie darf Ihnen keine Last werden. Sie erhalten monatlich vierzig Franken für Ihre Mühe.“ — „Vierzig Franken!“ rief sie ganz verwirrt. „Aber das ist ja dreimal so viel als ich brauche.“ — „Möglich, aber Herr Mellier hat es so bestimmt.“ — „Dann wird mir ja aber das Kind einen ganzen Reichtum in's Haus bringen!“ — „Von dem Sie Ihre drei eigenen Kinder ein wenig pflegen können,“ sagte Rouvenat, zog zwei Goldstücke aus der Tasche und legte sie dem Weibe mit den Worten in die Hand: „Das ist für den ersten Monat.“

In dem Augenblick kam der Mann Berny nach Hause. Sein Weib meldete ihm, was vorgefallen war.

„Mein Gott!“ sagte er einfach. „Wir hätten ja das Kind umsonst behalten.“ — „Aber getauft muß es doch werden, Herr Rouvenat,“ sagte das Weib. — „Freilich. Wir wollen es morgen taufen lassen, nach dem Begräbniß seiner Mutter.“ — „Und wie soll's denn heißen?“ — „Ich... weiß noch nicht. Ich werde darüber nachdenken.“

Damit verließ Rouvenat die Hütte der Bernys und beschäftigte sich eifrig mit dem Begräbniß Geneviève's. Er wachte wirklich die ganze Nacht hindurch bei der Todten mit ihren Nachbarinnen.

Um neun Uhr früh wurde Geneviève in den Sarg gelegt, um elf Uhr wurde sie begraben. Nachmittags wurde ihr Kind in die Kirche getragen, um getauft zu werden. Pierre Rouvenat war der Pathe, die Pathin war eines der Weiber, welche die Todtenwache gehalten hatten.

Das Kind wurde Blanche getauft.

Rouvenat beschenkte die Pathin und theilte einige Pfund Bonbons unter die Dorfkinder aus. Dann kehrte er in das Häuschen Jean Renaud's zurück, schloß die Läden aller Fenster, dann versperrte er das Thor, steckte den Schlüssel in die Tasche, ging heim und erzählte Herrn Mellier, was er gethan hatte. Und der sagte, er habe wohl gehandelt.

Die kleine Blanche blieb bis zu ihrem zweiten Jahre bei der Amme. Dann kam sie auf den Hof. Dort erhielt sie eine Erzieherin, welche Rouvenat in Lure entdeckte.

Unter Strafe augenblicklicher Entlassung war den Dienern des Scuilleon-Hofes verboten worden, vor dem Kinde den Namen Jean Renaud's oder seines armen Weibes zu erwähnen. Rouvenat hatte dabei seine Ideen; die kleine Blanche nannte ihn „Pathe“; man gewöhnte sie daran, Jacques Mellier „Vater“ zu nennen.

Der Landwirth ließ sich's gefallen. Er konnte nicht Nein sagen, wo Rouvenat Ja sagte. Seit mehr als einem Jahre schon hatte der Mann, gebeugt von Gewissensbissen, willenlos dahinlebend wie eine Maschine, freiwillig seine ganze Autorität in die Hände des alten Dieners, seines treuen Freundes, niedergelegt.

Uebrigens geschah, was Rouvenat vorausgesehen hatte: Jacques Mellier empfand für das Kind Desjenigen, der sich für ihn hatte verurtheilen lassen, bald eine leidenschaftliche Neigung. Da er beinahe nie ausging, war die kleine fast stets um ihn. Er nahm sie gern auf's Knie und küßte sie oft plötzlich mit stieherhafter Zärtlichkeit, wobei er wahrscheinlich an den unglücklichen Jean Renaud dachte.

Von Sorgfalt und Liebe umgeben, wuchs Blanche auf und entfaltete sich wie ein Pflänzlein in gutem Erdbreich. Mit fünf Jahren war sie, obwohl zart und schwächlich, so

doch lebhaft, heiter, anmuthig, voll reizender Einfälle, kurz herzig zum „Anbeißen“. Mellier konnte nicht mehr leben ohne sie. Rouvenat betete sie an, war vernarrt in sie!

Dabei vergaß aber der alte Diener niemals die Tochter seines Herrn. Man hatte nichts mehr gehört von ihr. Was war aus ihr geworden? Hatte das unglückliche Mädchen aus Verzweiflung und Noth ihrem Leben ein Ende gemacht?

Oft konnte man Rouvenat mitten auf dem Felde träumerisch und traurig zu Boden starren sehen. Er dachte dann an Lucile.

Auf dem Hofe wurde ihr Name nicht mehr genannt. Die Dienstboten wagten es nicht, ohne eigentlich einen Grund dafür zu haben. Und Jacques Mellier: hatte er sie gänzlich vergessen, oder bereute er es, sie davongejagt zu haben? Selbst Rouvenat hätte das nicht beantworten können.

In der ersten Zeit freilich hatte das Verschwinden des Fräuleins von Scullon, wie man sie nannte, in Frémicourt und auch weiterhin einiges Aufsehen gemacht. Man besprach dasselbe ganz leise, man vermuthete, man rieth, aber man wagte es nicht, darüber laut zu werden. Dann aber verwischte sich auch das, gleichwie die Erinnerung an das Verbrechen Jean Renaud's immer mehr verblaßte.

Dieser Letztere war, wie Rouvenat erfahren hatte, mit vierzig anderen Sträflingen aus dem Bagno von Toulon ausgehoben und nach Cayenne transportirt worden.

Nun waren schon fünf Jahre seit dem Verbrechen vom 24. Juni 1850 verflossen. Man war im Dezember. Es herrschte große Kälte und dichter Schnee hüllte das Thal der Sableuse ein.

Eines Morgens erhielt Pierre Rouvenat einen Brief; das war nichts Seltenes, seit er im Namen seines Herrn die Angelegenheiten des Hofes leitete.

Er öffnete ihn und las mit leicht erklärlicher Ueberaschung und Bewegung folgende Zeilen: „Mein lieber Pierre! Ich bin in Saint-Trun, im Gasthose „zu den zwei weißen Hunden“. Wenn Sie noch ein wenig Freundschaft für mich haben, so kommen Sie zu mir. Fragen Sie nur nach der fremden Frau. Kein Wort zu meinem Vater!“

Lucile.“

Rouvenat brückte den Brief an seine Lippen und brach in Thränen aus. Eine Stunde später war er auf dem Wege nach Saint-Trun.

19.

Gevatter Bertauf, der wackere Wirth von Saint-Trun, war eines plötzlichen Todes gestorben, es mochte just ein Jahr her sein. Der Schlag hatte ihn getroffen. Sein Neffe und Universalerbe, welcher ebenfalls Bertauf hieß und als Wirth in Port d'Atelier seine besonderen Geschäfte machte, siedelte nach Saint-Trun über und übernahm den Gasthof seines Onkels. Er kannte weder Pierre Rouvenat, noch Lucile Mellier. An ihn wandte sich Rouvenat beim Eintritt in den Gasthof.

Bertauf der Zweite empfing ihn mit der Mühe in der Hand, als vollendeter Gastwirth, der sich Kunden machen will, und antwortete ihm höflich: „Ich werde Ihnen das Zimmer der jungen Dame zeigen, gnädiger Herr!...“

Sie stiegen in den ersten Stock hinauf, wo der Wirth, vor einer Thüre stehen bleibend, laut sagte: „Madame, es ist ein Besuch da für Sie!“

Da stieg er, ohne einen Dank abzuwarten, eilends wieder die Treppe hinab, um zu seinen Beschäftigungen zurückzukehren.

Die Thüre öffnete sich. Rouvenat trat ein.

Lucile Mellier stieß einen Freudenschrei aus und warf sich weinend in seine Arme.

Er betrachtete seine junge Herrin, ohne sich an ihrem Anblicke sättigen zu können.

Lucile war sehr verändert; sie war hager und hohläugig und man konnte schon manche Runzel entdecken auf ihrer Stirn. Der Schmerz — vielleicht auch die Noth — hatten die Zerstörungen hervergebracht.

„Lucile, liebe Lucile, theures Kind!“ sagte Rouvenat mit Thränen in der Stimme. „Sind Sie es wirklich? Ach, böses, böses Kind, wie konnten Sie mich so lange ohne Nachricht lassen? Oder haben Sie jemals auch nur einen Augenblick zweifeln können an Ihrem treuergebenen Freunde, an dem alten Pierre?“ — „O nein, mein guter Pierre, niemals!“ — „Nun, dann hätten Sie mir aber schreiben sollen, mir sagen, wo Sie sind...“ — „Ich habe es nicht gewagt.“ — „Das war unrecht. Aber reden wir nicht mehr davon. Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe.“ — „Was wollen Sie damit sagen?“ — „Was ich damit sagen will? Daß ich Sie mit nach Hause nehme!“ — „Kimmermehr!“ rief Lucile schauernd. — „Was, Sie fürchten, übel empfangen zu werden? Wenn Sie mit mir

daß er mein Vater ist. Es hätte mich froh gemacht, zu erfahren, daß er den Frieden, die Seelenruhe wiedergewonnen hat.“ — „Bei all' seinem Reichthum wird er doch keine ruhige Stunde mehr haben.“ — „Ebenso wenig wie ich, Pierre. Ueberallhin schleppe ich die Last des Fluches, der auf mir haftet!! O, ich beklage mich nicht, ich will nicht klagen! So traurig es sein mag, mein Schicksal muß sich erfüllen. Der Tod, der Tod, der mich doch von meinen Leiden befreien würde, erschreckt mich, ich habe Angst vor ihm; nicht, weil es so gut wäre, zu leben, aber weil ich nicht allein bin, Pierre, weil ich leben muß... für ihn.“ Rouvenat erbehte und schaute sie erstaunt an. Ohne das zu bemerken, fuhr sie mit klingender Stimme fort: „Wäre ich allein, verlassen, elend, gebrochen, zertreten, ohne Hoffnung, aber auch ohne Furcht, ich wollte gerade vor mich hingehen bis an's Ende meines nächtigen Weges, still und ergeben; aber das ist nicht der Fall; ich habe Angst für ihn, ich quäle mich für ihn und ich frage mich entsetzt, was dereinst sein Schicksal sein wird!“ — „Lucile!“ rief Rouvenat. „Von wem sprechen Sie denn?“ — „Ach, richtig, Sie wissen ja nicht... Ich spreche von meinem Kinde, Pierre, von meinem Sohne!“ — „Ihr Sohn!“ rief der alte Diener in bestigter Erregung aus. „Sie sind also Mutter, Lucile, und weigern sich dennoch, nach dem Scullon-Hof zurückzukehren!“ — „Ich habe Ihnen den Grund schon gesagt!“ — „Was!“ fuhr Rouvenat außer sich fort. „Sie hat ein Kind, einen Sohn, und dieses unschuldige Geschöpf wird verurtheilt, verlassen, dem Elende preisgegeben, wo es doch das Anrecht auf ein Vermögen besitzt!“ — „Pierre, das Kind Lucile's wird nur von seiner Mutter etwas erben: ihr Elend!“ Und sie begann bitterlich zu weinen. — „Himmel und Hölle!“ rief er zornig. „Das werde ich nicht dulden! Das darf ja nicht sein, das wäre ungerecht, abscheulich! Ah, dafür bin ich da! Und was ich will, das muß geschehen...“ — „Sie werden kein Wort sagen, Pierre, Sie werden nichts thun!“ — „Wo es ich auf Sie hören würde in diesem Falle. Es handelt sich ja da nicht um Sie, sondern um Ihr Kind. Wo ist es?“ — Lucile trat an das Bett, dessen Vorhänge sie auseinanderzog. „Hier ist es,“ sagte sie.

Das Geräusch um ihn hatte das Kind aufgeweckt, und es saß jetzt horchend auf seinem Bettlein. Rouvenat näherte sich ihm lebhaft. Das Herz erzitterte ihm beim Anblick dieses reizenden, rothigen, vollen, frischen, lebhaften, freundlichen Knabengesichtes. „Wie heißt er denn?“ fragte er. — „Ich habe ihm den Namen seines Vaters gegeben.“ — „Leon!“ Er nahm den Kleinen auf seine Arme und überschüttete ihn mit Zärtlichkeiten. „Mama, wer ist denn der Herr?“ fragte plötzlich der Knabe. — „Ein Freund,“ entgegnete Lucile. — „Er küßt mich. Er ist nicht böse: warum macht er also, daß Du weinst?“ — „Du irrst Dich. Ich weine ja nicht.“ — „O ja! ja! Du weinst! Ich sehe es gar gut.“ — „O, Du herziges Kind!“ machte Rouvenat voll Bewunderung und Zärtlichkeit.

Die junge Mutter lächelte fast unter ihren Thränen. Da der Kleine freigelassen sein wollte, setzte ihn Rouvenat auf ein kleines Schaffell, welches als Bettteppich diente.

Lucile hatte sich an den Kamin gesetzt. Er nahm ihr gegenüber Platz.

„Und jetzt, meine theure Herrin, — denn ich bin stets noch Ihr alter und treuer Diener von einst! — erzählen Sie mir, was Sie seit jenem schrecklichen Tage, wo Sie den Scullon verlassen, erlebt haben.“ — „Das ist bald erzählt, Pierre. Ich irrte einige Tage lang ohne Ziel, ohne Zweck umher. Ich war wie wahnsinnig. Ich hielt nur manchmal an, um ein wenig Nahrung zu mir zu neh-

kommen, muß Ihnen der Vater wohl die Arme öffnen. Jetzt wird er Sie nicht mehr fortjagen, glauben Sie mir. Und dann, wenn ich da bin, würde er es auch nicht wagen...“

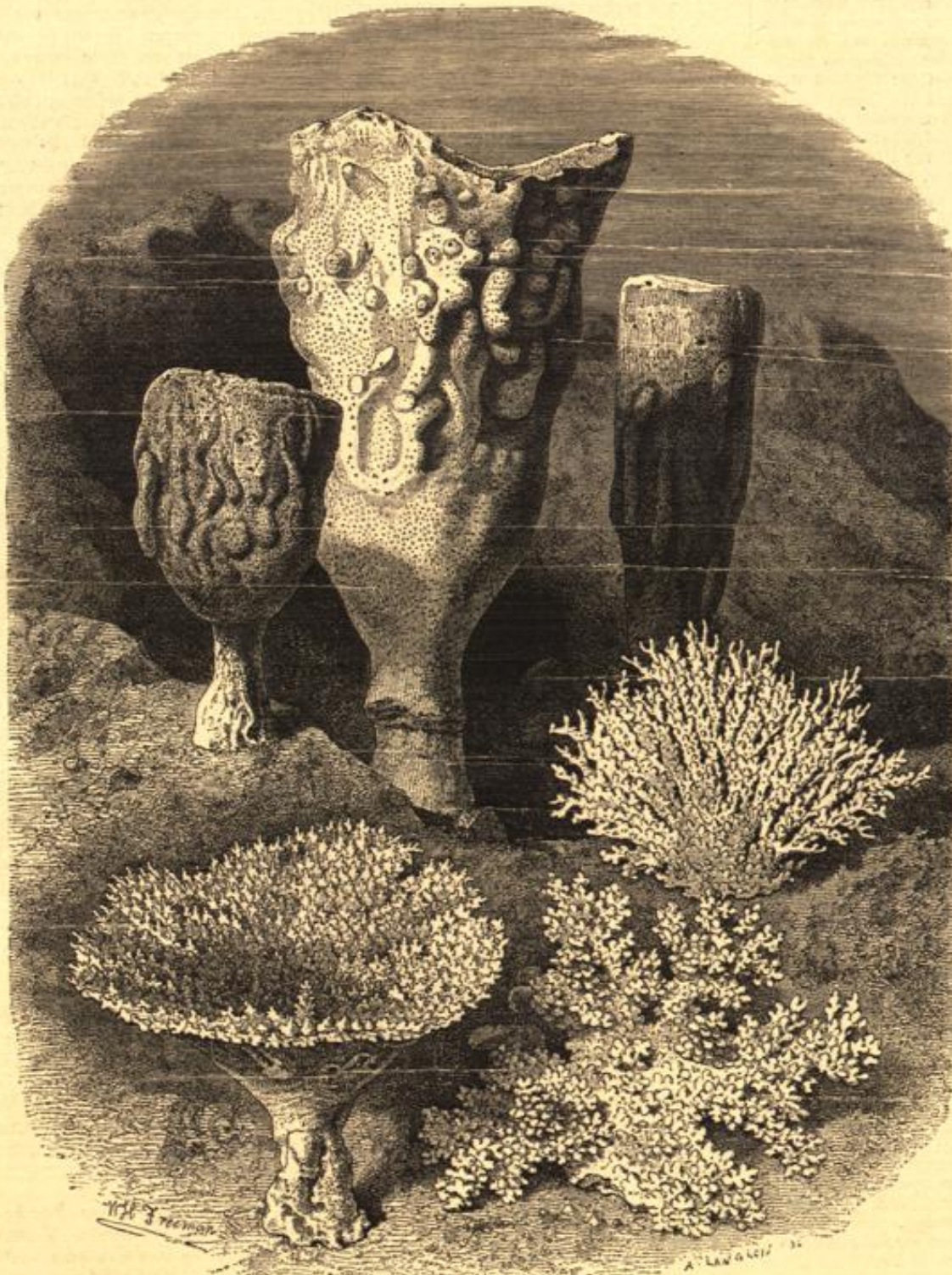
— „O Pierre, haben Sie denn vergessen, was vorgefallen ist? Vergessen, daß ich verflucht bin, und daß mein eigener Vater mein Glück zertrümmert und mich dadurch zu einem Leben von Leiden und Elend verdammt hat? Ich will mein herbes Schicksal bis zum Schluß tragen!... Aber wenn er mir auch seine Vergebung anbieten würde — ich möchte sie nicht, ich würde sie zurückweisen...“ — „O Lucile!“ — „Ja, ich würde sie zurückweisen, denn ich, ich kann ihm nie vergeben! Und hätte er mich auch nicht perstogen aus dem Hause, in welchem meine Mutter mich zum Unglück geboren hat, ich würde es freiwillig verlassen haben, und ich werde nie und nimmer das Haus Jacques Mellier's betreten!“ — „Lucile, wenn Sie wüßten, wie er leidet, der Unglückliche; die Gewissensbisse erdrücken, tödten ihn.“ — „Er hat's verdient. Und doch, Pierre, ich vergesse nicht,

mich. Er ist nicht böse: warum macht er also, daß Du weinst?“ — „Du irrst Dich. Ich weine ja nicht.“ — „O ja! ja! Du weinst! Ich sehe es gar gut.“ — „O, Du herziges Kind!“ machte Rouvenat voll Bewunderung und Zärtlichkeit.

Die junge Mutter lächelte fast unter ihren Thränen. Da der Kleine freigelassen sein wollte, setzte ihn Rouvenat auf ein kleines Schaffell, welches als Bettteppich diente.

Lucile hatte sich an den Kamin gesetzt. Er nahm ihr gegenüber Platz.

„Und jetzt, meine theure Herrin, — denn ich bin stets noch Ihr alter und treuer Diener von einst! — erzählen Sie mir, was Sie seit jenem schrecklichen Tage, wo Sie den Scullon verlassen, erlebt haben.“ — „Das ist bald erzählt, Pierre. Ich irrte einige Tage lang ohne Ziel, ohne Zweck umher. Ich war wie wahnsinnig. Ich hielt nur manchmal an, um ein wenig Nahrung zu mir zu neh-



Polypen aus der Meerenge von Malacca. (S. 91.)

men. Meine heftige Aufregung gab mir die Kraft, das Alles auszuhalten. Ich hatte nur einige Schmucksachen von meiner seligen Mutter bei mir und meine Börse. Ohne dieß wäre ich wohl Hungers gestorben, da ich nicht den Muth gefunden haben würde, zu betteln. Eines Tages aber konnte ich nicht weiter; meine Schuhe waren zerrissen, meine Füße geschwollen, blutend, meine Glieder wie zer- schlagen; mir war wie zum Sterben, und ich sank am Ein- gange eines kleinen Dörfchens zu Boden. Brave Menschen nahmen mich auf. Welche Wege war ich gegangen? Welche Strecken hatte ich zurückgelegt? Ich weiß es nicht. Ich befand mich mitten im Juragebirge. Die guten Leute, die mich aufgenommen hatten, konnten mir ein Bett geben und ich blieb bei ihnen, indem ich für sie arbeitete. Sie waren

ebenso rücksichtsvoll als gastfreundlich, und fragten mich nicht über mein Schicksal. So konnte ich ihnen leicht ver- bergen, wer ich war und woher ich kam. Ich sagte ihnen nur, daß ich Lucile heiße. Eines Tages hörte ich das Weib zu ihrem Manne sagen: „Die ist sicher aus gutem Haus. Die Arme wird eben auch von einem solchen jungen Windbeutel betrogen worden sein, wie sie zu Duzen- den herumlaufen, und die nicht den Muth haben, ihr Un- recht an einem armen Mädel wieder gut zu machen. Und Diese da hat sich ihre Schande zu sehr zu Herzen genom- men und ist ihren Leuten davongegangen.“ — Ich wurde Mutter. Ich wollte mein Kind selber nähren. Mein Geld ging zu Ende und ich mußte nun meinen Schmuck verkaufen.“ — „Und warum haben Sie mir kein Wort von dem Allen

geschrieben?“ fragte Rouvenat bewegt. „Sie wissen, daß ich nie meinen Lohn behoben und also Ersparnisse habe.“ — „O, ich bin überzeugt, daß Sie mir geholfen haben würden — und auch mein Vater hätte mir nichts abge- schlagen. Aber ich wollte das nicht.“ — „Uebrigens haben Sie ja das Recht, das Vermögen Ihrer Mutter für sich in Anspruch zu nehmen.“ — „Nein, Pierre; ich nehme nichts in Anspruch und erkenne mir kein Recht zu. Je elender ich wurde, desto stolzer bin ich auch geworden. Gott ist über uns Allen: was aus mir wurde, das ist sein Wille gewesen. Was aus mir werden wird, er weiß es. Der Fluch meines Vaters lastet schwer auf mir. Und immer brennt der Ge- danke in meinem Herzen: Ich bin eine Verfluchte!“ — „Entsetzlich!“ murmelte Rouvenat. — „Als ich kein Geld

Bestrafte Buhringlichkeit.

Bilder ohne Worte.

Originalzeichnungen von Hermann Schlittgen.



mehr hatte,“ fuhr Lucile fort, „mußte ich daran denken, mir und meinem Kinde etwas zu verdienen. Ich arbeitete. Meine Hände gewöhnten sich daran. Ich sammelte, gleich den anderen Weibern der Gegend, den Enzian auf den Wiesen und die Baumrinden in den Wäldern.“

Rouvenat ergriff ihre beiden Hände, die nicht mehr fein und weiß waren wie einst, und bedeckte sie mit Küffen.

20.

Nach einem Augenblicke des Schweigens fuhr Lucile fort: „Man gewinnt nicht viel mit dieser Arbeit; aber man lebt dabei, weil man sich mit Wenigem begnügt. Allwöchent- lich legte ich mir einige Sous beiseite, die ich mir vom Munde absparte. Es gibt so viele unvorhergesehene kleine Ausgaben bei Kindern! — Und so, Pierre, so habe ich ge-

lebt. Wie oft dachte ich an den Seuillon-Hof, wie bitter beweinte ich den Vater meines lieben Kindes! Das einzige Vergnügen, welches ich mir in diesen fünf Jahren gönnte, bestand in der Lektüre einiger alter Bücher, die sich im Dorfe fanden und die man mir gerne ließ. Da sie wußten, daß ich die Lektüre liebe, brachten mir bald die Weiber des Ortes jedes bedruckte Blatt, das ihnen in die Hände fiel; fast immer waren es alte Zeitungen, die in der Stadt ge- kauft oder die zufällig im Orte zurückgelassen worden waren. Da las ich eines Tages in einem bereits mehrere Monate alten Journal mit Erstaunen und Entsetzen den Bericht über die Affäre Jean Renaud vor den Assisen der Haute-Saône. Ich begriff Alles: damit man den wahren Schuldigen nicht suche, litt es Jean Renaud gebulzig, daß man ihn als Mörder anklage! Um meinen Vater zu

retten, ließ er sich verurtheilen! Das ist der Heldennuth der Hingebung... Ich fiel schluchzend auf die Kniee und betete einen ganzen Tag hindurch für ihn. Und dachte an die arme, arme Geneviève. Pierre, was ist mit ihr?“ — „Geneviève ist todt,“ entgegnete Pierre.

Lucile stöhnte auf und senkte das Haupt.

„Und alles das um meinetwillen!“ murmelte sie mit schmerzlichem Tone. „O Pierre, Pierre, Sie sehen es wohl, daß der Fluch auf mir ruht!... Und ihr Kind?“ rief sie dann. „Ihr Kind?“ — „Ist ein kleines, herzliches Mädchen; sie ist im Hofe. Ihr Vater, Lucile, erzieht sie und wird für ihre Zukunft sorgen.“ — „O, das ist recht, das ist recht!“ rief sie mit plötzlicher Freude. „Mein Vater kann nie genug thun für dieses Kind. Denn nichts, nichts ersetzt eine Mutter! O, wachen Sie über sie, lieben

Sie sie, Pierre, und machen Sie ihr Leben froh und glücklich!" — "Sie ist mein Paterkind," sagte Rouvenat. "Es ist mir, als ob ich ihr Vater sei." — "Wie heißt sie?" — "Blanche!" — "Ein hübscher Name!" — "Aber sprechen wir jetzt nicht von den Anderen, Lucile, sondern von Ihnen und von Ihrem eigenen Kind. Sie haben mir noch nicht gesagt, weshalb Sie nach Saint-Trun gekommen sind." — "Nichtig. Ich habe Ihnen also erzählt, Pierre, daß ich allwöchentlich eine winzige Summe beiseite legte. Vor einigen Tagen zählte ich meine Ersparnisse; es waren über hundert Franken. Da dachte ich mir, ich wolle eine fromme Wallfahrt machen nach dem Friedhofe von Frémicourt. Denn dort hat man ihn begraben, nicht wahr?" — "Ja." — "An welcher Stelle?" — "In der Ecke, hinter der alten Linde." — "O, ich kann mir jetzt den Platz denken." — "Es ist übrigens ein Stein auf dem Grabe. Aber, Lucile, fürchten Sie denn nicht, daß man Sie in Frémicourt erkenne? Und wenn das geschieht, was soll man davon sagen? Es gibt böse Leute, Lucile." — "Beruhigen Sie sich, Pierre. Ich werde des Nachts nach Frémicourt gehen; zu der Stunde, wo Alles schläft, will ich den Friedhof betreten und mit meinem Kinde am Grabe meines Vaters niederknien, und auch am Grabe meiner Mutter." — "Nur deshalb also sind Sie gekommen? Ich dachte..." — "Was dachten Sie, Pierre?" — "Daß Sie etwas begehren würden, Lucile; wenn nicht für sich, so doch für dieses arme, unschuldige Kind." — "Ich habe es Ihnen schon gesagt, Pierre," sagte sie kurz, "ich will nichts und werde meinen Vater niemals um etwas bitten." — "Ich halte das für Unrecht, Lucile, und wenn ich Sie nicht so gut kenne, würde ich Sie... für eine schlechte Mutter halten!" — "Gott sieh mein Herz."

Der alte Mann begriff, daß er sie nicht überreden würde.

"Wie lange werden Sie in Saint-Trun bleiben?" fragte er sie. — "Jetzt, da ich Sie gesehen habe, mein guter Pierre, habe ich hier nichts weiter zu thun. Und nächste Nacht werde ich abreisen." — "Lucile, bleiben Sie nur um einen Tag länger, ich bitte Sie darum!" — "Weshalb, Pierre?" — "Es ist das so eine Idee von mir. Ich möchte Sie morgen noch einmal sehen." — "Nun gut. Ihnen zuliebe will ich morgen noch dableiben."

Rouvenat erhob sich, schloß Lucile zärtlich in seine Arme, küßte den kleinen Leon und sagte im Fortgehen: "Auf morgen!"

Es war schon Nacht, als er in den Hof zurückkam. Ohne auf die Magd zu hören, die ihn einlud, sich zu Tisch zu setzen, stieg er in die Stube des Landwirths hinauf.

"Wo bist Du denn heute gewesen?" fragte ihn dieser. — "Du bist fortgegangen, ohne Jemandem ein Wort zu sagen." — "Ich war in Saint-Trun." — "In Geschäften?" — "Um Deine Tochter zu sehen," antwortete Rouvenat barsch. — "Lucile!" schrie der Landwirth zitternd. — "Ja wohl, Lucile! Welche Leiden, welche Unglücke, welche im Elend schmachtet, und die, um das tägliche Brod zu erwerben, gezwungen ist, im Walde die Rinde von den Bäumen zu schälen." Das Antlitz des Landwirths wurde noch düsterer. "Jacques," fuhr der Alte fort, "wenn Du sie vielleicht selber auffuchen würdest, sie käme doch heim, denke ich. Geh, Jacques, möchtest Du nicht?" — "Nein," entgegnete er dumpf. — "So rührt Dich also ihr Unglück gar nicht? Wenn ich Dir sage, daß sie im fürchterlichsten Elend schmachtet, daß sie Hunger leidet, bricht Dir denn da nicht das Herz? Und wenn sie noch allein wäre; aber sie hat ein Kind, Jacques, ein Kind, einen Sohn, einen Knaben, schön wie der Tag!"

Der Landwirth erhob jäh das Haupt, fahle Blüthe sprühten aus seinen Augen, und seine Hände trampften sich in die Armeleinen des Hauteuils.

"Ich sehe," fuhr Rouvenat trübe fort, "die Stunde ist noch nicht gekommen. Aber denke daran, was ich Dir jetzt sage, Jacques. Es wird ein Tag kommen, und vielleicht bald, wo Du Deine Tochter auf den Knien, mit Thränen ansiehst, ihre Stelle in Deinem Hause wieder einzunehmen!"

Mellier verharrte in seinem düstern Schweigen. "Wie!" fuhr Rouvenat heftig fort. "Lucile Mellier, die Tochter meines Herrn, soll verurtheilt bleiben, um Tagelohn zu arbeiten, um nicht Hungers zu sterben, während hier der Ueberfluß herrscht, der Reichtum! Nein, nein, das ist ja nicht möglich!" — "Ich bin bereit, ihr die Mitgift ihrer Mutter auszufolgen!" sagte der Landwirth kalt. — "Was Du ihr vor Allem wiedergeben sollst, Jacques, ist Dein Herz! Die Mitgift ihrer Mutter ist ja nur Geld! Und das würde sie mit Verachtung zurückweisen. Sie verlangt nichts von Dir! Hörst Du, Jacques? Gar nichts! O, sie gleicht Dir im Punkte des Trostes nur allzu sehr! Im Punkte des Trostes und in Deiner schrecklichen Beharrlichkeit, in Deinem verderblichen Stolze. Wie Du, ist sie unbeugsam, selbst gegen sich!" — "Dann möge sie thun, wie es ihr gefällt."

Auf diese harten Worte folgte eine kleine Pause. Dann begann Rouvenat wieder mit gepreßter Stimme: "Schau, Jacques. Höre mich an. Willst Du? Seit meinem zwölften Jahre schon habe ich mein Leben dem Dienste auf diesem Hofe gewidmet. Seit vierzig Jahren nun diene ich also schon Deinem Vater, später Dir. Man hat mich von hier aus in die Schule geschickt, gekleidet, genährt. Das genügte mir; ich bedurfte keiner anderen Dinge, ich habe nie etwas Anderes gefordert. Und doch — Jacques —

meinst Du nicht, daß ich vielleicht etwas zu fordern hätte?" — "Gewiß! Ungerechnet meiner Dankbarkeit für all' die Beweise von Freundschaft und Ergebenheit, die Du mir gegeben hast. Aber was willst Du damit sagen?" — "Ich möchte abrechnen mit Dir." — "O! Du willst mich doch nicht verlassen?" — "Dich verlassen, Jacques? Das glaubst Du selber nicht. Da müßtest Du mich höchstens fortjagen; und ich hoffe doch im Seuillon zu sterben, wie mein Vater und meine Mutter hier gestorben sind." — "Ich dachte schon, Du... Also Du verlangst nur das, was ich Dir schulde? Das ist Dein Recht. Mache selber die Rechnung." — "Wenn ich jährlich fünfhundert Franken rechne seit vierzig Jahren, das wäre also just zwanzigtausend Franken." — "Du rechnest schlecht, mein lieber Pierre. Du vergisst auf die Interessen dieses angehäuften Kapitals." — "Das würde dann machen..." — "Wenigstens das Dreifache Deiner zwanzigtausend Franken." Rouvenat fuhr wie geblendet auf. "Willst Du vielleicht Dein Geld irgendwo anders anlegen?" fragte Mellier. — "Das nicht," entgegnete der Alte verlegen. "Aber schau, ich möchte eben einmal eine tüchtige Summe in meiner Hand haben. Vielleicht könnte ich damit spekuliren, oder so..."

Der Landwirth erröthete, was er wollte, und fühlte sich wider Willen tief bewegt.

"Da —! Hier ist der Kassenschlüssel. Nimm so viel Du willst."

Rouvenat öffnete die Kasse, in welcher sich alle Arten von Werthpapieren aufgehäuft fanden neben barem Gelde. Er nahm zwölf Rollen Goldstücke zu je tausend Franken und legte dieselben vor Mellier auf den Tisch.

"Glaubst Du, daß das zu viel ist?" fragte er ihn schüchtern. — "Nein. Da ich Dir ja bei Weitem mehr schulde!"

Der Alte strahlte. Er verschloß die Kasse wieder und reichte den Schlüssel seinem Herrn. Dieser fragte ihn nicht weiter. Rouvenat nahm seinen Schatz an sich und verbarg denselben unter seinem Kopfkissen, auf welchem er diese Nacht hindurch sehr unruhig schlief. Stets dächte es ihm, als höre er den Verzweiflungsschrei der armen Lucile: "Ich bin eine Verfluchte!"

Er stand mit Tagesanbruch auf, kleidete sich an, steckte die Geldrollen in seine Taschen und begab sich nach Saint-Trun.

Lucile erwartete ihn. Der kleine Leon erkannte ihn und streckte ihm schon die Arme entgegen.

"O, Du liebes Herz!" rief Rouvenat gerührt, indem er ihn aufnahm und küßte. "Die ganze Nacht über habe ich an Dich gedacht. Und da hab' ich Dir auch ein kleines Geschenk mitgebracht!"

Er hatte das Kind auf dem Schooße und fing an, seine Taschen zu leeren. Gold über Gold warf er in den Schooß der jungen Mutter.

"Pierre, Sie haben mich verrathen!" schrie Die auf. "Nehmen Sie das Geld wieder, ich will nichts davon! Ich will nichts von meinem Vater!" — "Dieses Geld gehört ja mir!" antwortete Rouvenat stolz. "Durch meine Arbeit habe ich's erworben, und ich habe doch, denk' ich, das Recht, es Ihrem Kinde zu schenken?"

Lucile brach in Thränen aus. Der kleine machte sich von Rouvenat los und rutschte auf dem Fußboden zu seiner Mutter.

"Mama!" sagte er mit dem lieblichen Lallen der Kinder. "Jetzt weinst Du schon wieder, wie gestern, wie heute Nacht! Wirst Du jetzt immer weinen?"

Lucile nahm ihr Kind in heftiger Bewegung an ihr Herz. Dann reichte sie Rouvenat die Hand.

"Pierre, mein einziger Freund!" sagte sie. "Der kleine da wird einst wissen, was Sie für ihn gethan haben. Er soll es Ihnen dann auch danken. Ja, Pierre, ich nehme Ihre Gabe an — für ihn! Gott lohne es Ihnen!" — "Und Sie wollen wieder in die Berge zurück, Lucile?" — "Ja." — "So weit!" — "Aber es herrscht Frieden dort, Pierre." — "Versprechen Sie mir nur Eins!" — "Was denn, Pierre?" — "Schreiben Sie mir manchmal eine Zeile." — "Das will ich gern." — "Und wenn Sie etwas brauchen —" — "Will ich's von Ihnen erbitten."

Der Alte athmete erleichtert auf. Erst spät kehrte er nach dem Seuillon-Hof zurück.

21.

"Du edles Herz!" dachte Lucile nach seinem Abschied. "Ich werde Dich wohl nimmer wiedersehen."

Gegen Abend beglich sie ihre Rechnung, und um acht Uhr verließ sie den Gasthof zum großen Entsetzen des Wirthes, der nicht begreifen konnte, wie eine Frau die tolle Idee haben könne, mit einem Kinde in einer Winternacht weiter zu reisen.

Es war das in der That eine große Unklugheit; aber Lucile hatte ihre fixen Ideen.

Der Himmel war düster, umwölkt, die Kälte feucht und durchdringend. Wie Lucile durch Frémicourt kam, begann ein feiner Schneefall. Mutter und Kind gelangten in den Kirchhof. Beide knieten an einem Grabe nieder, dann an einem andern. Der Schnee wirbelte immer dichter herab. Das Kind zitterte vor Kälte, seine kleinen Zähne klapperten, aber es zeigte sich muthig. Die Mutter nahm es in ihre Arme, hüllte es so gut als möglich in ihren Wollenshawl und schlug die Richtung gegen Terroise ein.

Wie sie durch das Dorf kam, fiel ihr ein, da zu über-

nachten. Aber die Furcht, erkannt zu werden, ließ sie ihren Weg weiter verfolgen.

Schon ermüdet und athemlos, wollte sie ihr Kind neben sich hergehen lassen; aber die kleinen erstarrten Beinchen trugen es nicht. Sie nahm es also wieder auf den Arm. Es weinte still. Da fing auch sie zu weinen an. Sie erkannte jetzt ihre Unvorsichtigkeit.

Der Schnee fiel immer dichter, denn ein heftiger Wind trieb ihn jetzt über die Erde. Jeden Augenblick ward sie schneeblind und der Orkan machte sie wanken. Sie schritt nur mehr mühsam vorwärts. Der Rest ihrer Kräfte erschöpfte sich in diesem Kampfe gegen die Elemente. Die Unglückliche fühlte ihr Kind zittern vor Fieberfrost; sie hörte sein Wimmern, das ihr das Herz zerschnitt. Sie suchte vor sich hinzusehen, erblickte aber nur einen endlosen, verlassenen und schlüpfrigen Weg: kein Haus, kein menschliches Wesen, kein Obdach. Die Angst überkam sie.

Da stieß das Kind einen Schrei aus, den sie mit einem zweiten Schrei der Angst beantwortete. Sie drückte das eiskalte Gesicht des Kleinen an ihre Lippen und bedeckte es mit fiebernden Küssen.

"Schlafen, Mama!" murmelte das Kind schwach. — "Sie stöhnte wild auf. "Ich bin eine Verfluchte!"

Sie nahm jetzt ganz ihren Schawl ab und ihr kreuzweis gebundenes Wollensopfstuch. Darcin hüllte sie ihr Kind. Sie selber blieb schutzlos, obwohl ihr der Schnee in die Halsalten kam, dort schmolz und eifig ihren Rücken und ihre Brust hinabsickerte. Jetzt schüttelte sie plötzlich Eiseiskälte. Es sumimte ihr in den Ohren wie fernes Glockenläuten. Ihr Auge erblindete und sah rothe Funken. Die Angst ergriff ihr das innerste Herz. Sie hatte Furcht, zu sterben. Sie versuchte tief Athem zu schöpfen und schrie zweimal kreischend: "Zu Hülf!" Der Sturm verwehte den Schall. Sie machte noch einige schwankende Schritte, dann brachen ihr die Kniee. Röchelnd weinte sie: "Verfluchte!"

Sie ließ ihr Kind nicht los, wie sie starr über den Weg hinsank. Der kleine erwachte von dem Falle und steckte das Köpfchen aus seiner Hülle. Wie er seine Mutter regungslos im Schnee daliegen sah, stieß er ein Zetergeschrei aus — ein Geschrei, das kein Echo gab.

Aber als ob jetzt die Wuth des Himmels gesättigt sei, hörte der Schneefall auf, der Sturm verstobte.

Auf derselben Straße kamen zwei wohlverwahrte Wagen nach. Die Pferde waren stark, aber müde und schlecht beschlagen, so daß sie glitten. Die beiden Wagen gehörten Gauklern, die, von einem Jahrmarkt kommend, nach Gray zogen.

Im ersten Wagen befanden sich, eingehüllt in alte Mäntel, in zerrissene Decken, in grellfarbige bunte Lappen: Männer, Weiber und Kinder durch einander; die Einen auf dünnen Matratzen, die Anderen auf Stroß.

Es war ein bizarres Gemisch von alten und jungen, mehr häßlichen als hübschen Gesichtern, fergewollen und finsternen oder müden Blicken, voll tiefen Grams oder auch blöder Lustigkeit. Eine Kompanie unter dem Kommando des Elends.

Aber nicht die ganze Truppe befand sich in dem Wagen. Zwei Männer waren abgestiegen und schritten voraus, die Hände in den Taschen, den Kopf gegen den Wind geneigt, dicht neben den dampfenden Pferden.

Sie plauderten im Gehen. Sie schalten über ihr trauriges Loos. Der Ältere war der Handwurst, der Lustigmacher der Truppe; Derjenige, welcher von den Einen Fußtritt, von den Anderen Ohrfeigen mit unzähligen Grimassen, Konvulsionen, Jammergeschrien oder Lachsalven entgegennahm.

Der Andere, ein langer Bursche von beiläufig fünfundsiebenzig Jahren, spielte die ersten Rollen. Er hatte einen Schnurrbart und kurzgeschnittene Haare.

Sein Gefährte war im Gegentheil glatt rasiert und hatte lange, steife Haare, die ihm in den Nacken herabsielen. Der Junge war stolz, selbstzufrieden, eingebildet; der Handwurst schien demüthig, furchtsam, verzagt. Es lag wie Bitterkeit um seine Lippen, ein trauriger Schatten in seinen erloschenen Augen. So tief der Unglückliche auch gesunken sein mochte: es war etwas vom Menschen in ihm zurückgeblieben.

Sie sprachen von Noth und Elend, von verkanntem Genius und vom Undank der Welt miteinander. In dieses ewige Thema der Vagabunden hinein traf plötzlich das Geschrei des Kindes, das neben seiner regungslosen Mutter kniete, ihr Ohr.

(Fortsetzung folgt.)

Wiederbelebung welker Blumen.

Unseren Leserinnen werden wir durch nachstehende Mittheilung eine Freude machen. Es gilt die Wiederbelebung welker Blumen. Die meisten abgeschnittenen Blumen welken bereits, nachdem sie 24 Stunden im Wasser gestanden. Manche lassen sich länger erhalten, wenn man ihnen täglich frisches Wasser giebt und demselben eine Prise Salpeter zusetzt. Aber selbst ganz verwelkte Blumen lassen sich wieder beleben, wenn man sie in ein heißes Wasser stellt, das tief genug ist und wenigstens ein Drittel der Stiele bedeckt. Wenn das Wasser erkaltet ist, werden die Blumen gewöhnlich auch ihre Frische wieder erlangt haben. Man schneidet dann die Stiele etwa einen Zoll lang ab und stellt sie wieder in frisches Wasser. Blumen mit sehr zarten Blüten und von weißer oder heller Farbe beleben sich nicht so vollständig, als solche mit dunklen oder mehr fleischigen Blüten.

Die Sympathie der Seelen.*)

Es gibt einen geheimnißvollen Zug der Seelen, welcher die Menschen, die einander begegnen, unwillkürlich zu einander hinzieht, ein Zug, der ein gegenseitiges Wohlgefallen und eine Hochachtung einflößt, welche der Gesellschaft ihren Reiz verleiht und oft zu einer bleibenden Freundschaft wird. Es gibt Personen, die schon bei ihrer ersten Annäherung unsere Zuneigung gewinnen und, ehe wir sie noch genauer kennen lernen, in uns den Wunsch erwecken, uns ihnen zu nähern und ihnen zu gefallen. Es gibt Andere, die uns schon beim ersten Anblick widerwärtig erscheinen und abstoßen, gegen welche wir, ohne bestimmten Grund zu wissen, leicht lieblos und abstoßend werden.

Man nimmt an, daß der erste Eindruck, welchen ein unbekannter Mensch auf uns macht, gewöhnlich der richtige sei. Die Annahme mag in vielen Fällen zutreffen; es mag sein, daß die teuersten und festesten Bande, welche die Herzen verbinden, die jenigen sind, welche durch den ersten Anblick geknüpft wurden. Doch gibt es viele Ausnahmen von dieser Regel, und es ist unklug, sich durch den ersten Eindruck bestechen oder abschrecken zu lassen, ohne die Persönlichkeit, mit der wir in Verbindung treten, genauer kennen zu lernen.

Das dunkle, unklare Gefühl der Zuneigung und der innern Uebereinstimmung, welches uns zu anderen Wesen hinzieht, hat man Sympathie, Mitgefühl oder Zuneigung genannt; das Gegentheil davon Antipathie, Abneigungsgedanke.

Das Kind fühlt sich hingezogen zu der Mutter und fühlt sich abgestoßen durch den Anblick eines fremden Menschen. Anziehung und Abstoßung, Zuneigung und Abneigung, Liebe und Haß beschränkt sich jedoch nicht auf den Menschen allein, sondern tritt in allen lebenden Wesen, je nach dem Grade ihres Selbstbewußtseins, mehr oder weniger hervor. Die Bienen z. B., welche zu dem gleichen Stode gehören, helfen und dienen einander; die aber, welche zu verschiedenen Haushaltungen gehören, fliehen und verfolgen einander.

Durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit eines Geschöpfes mit seinem Wohn- und Bestimmungsort finden die Wandervögel und die Brieftauben ohne Landkarte und Kompaß ihr Reiseziel. Sie müssen unbegreiflich feine Eindrücke von dem Orte empfangen, nach welchem sie sich hinsetzen.

Wir finden eine ähnliche Zu- und Abneigung im Pflanzenreich. Der männliche Blütenstaub findet die Fruchtblume der weiblichen Blüten oft über weite Länderstrecken und Meere. Manche Gewächse dagegen verdrängen und tödten einander. Es sind die selbstthätigen Unkrauter und die Scharbockspflanzen. Man findet ein ähnliches Verhalten in den Atomen der Körperwelt. Verwandte chemische Stoffe ziehen einander an, z. B. Säure und Kali, Salz und Wasser.

Stoffe dagegen, die einander widerstreben, stoßen einander ab, z. B. Wasser und Oel.

Man kann die 64 einfachen Grundstoffe der Materie und deren natürliche Verbindungen nach der Aehnlichkeit der elektrischen Spannung in zwei Reihen ordnen, von denen die eine positiv elektrische, die andere negativ elektrische Eigenschaften zeigt. Kohle und Sauerstoff sind die äußersten Glieder dieser beiden Reihen. Sie verbinden sich auf's Innigste mit einander unter Entwicklung von Licht und Wärme zu Kohlensäure, — eine Gasart, welche weder die Eigenschaften der Kohle noch die des Sauerstoffs hat, sondern ihre eigenthümliche Beschaffenheit behauptet.

Aus dieser durchgreifenden Aehnlichkeit der Anziehung und Abstoßung in allen Gebieten der Schöpfung können wir schließen, daß die Erscheinungen der sympathetischen Empfindungen nicht auf einer willkürlichen Einbildung beruhen, sondern in einem von Gott gewollten Schöpfungsgeheim ihren Grund haben.

Auf dem Gehege der Anziehung und Abstoßung beruht die kosmische Bewegung aller Weltkörper, die chemische Verbindung aller irdischen Stoffe, das Leben und das Wachsthum aller Pflanzen und aller lebendigen Wesen und die Entfaltung der geistigen Kultur.

In jedem lebendigen Gliedbau hängen die Glieder mit dem Ganzen unzertrennbar zusammen. Daher kommt ihr gemeinsames Gefühl. Wenn ein Glied leidet, so leiden die anderen mit, und wenn ein Glied sich freut, so freuen sich die anderen mit. Was dagegen dem gemeinsamen Leben feindselig entgegensteht, das ist allen Gliedern desselben Organismus zuwider.

Dasselbe Gemeingefühl findet statt zwischen den einzelnen Gliedern jeder größeren, übergeordneten Lebensgliederung. Die Glieder eines größeren Ganzen empfinden ihre Zusammengehörigkeit und ihre gegenseitige Bedingtheit. Je lebhafter diese Zusammengehörigkeit und die Abhängigkeit von der gemeinsamen Lebenswurzel empfunden wird, um so lebhafter ist die Sympathie und ihre Wirkungen. Wenn z. B. ein schwärmerder Bienerstaat seiner Königin beraubt wird, so wird dieser Verlust des Mittelpunktes der Haushaltung jedem einzelnen Gliede fühlbar.

Bei den Menschen gestalten sich die Grade der Sympathie je nach der Innigkeit ihrer Verbindungen höchst vielseitig. Zunächst sympathisiren die Menschen mit einander als Glieder des Reiches Gottes, dann als Glieder einer Kirchengemeinschaft, als Glieder eines Vaterlandes; dann als Glieder derselben Genossenschaft oder Partei, endlich am innigsten als Glieder einer Familie. Dieses Gemeingefühl der Einheit in dem höhern Lebensgrunde ist die bedeutungsvollste aller menschlichen Empfindungen, ja der Ursprung der sittlichen Freiheit. Der Mangel an diesem Gemeingefühl ist die Ursache des Stumpfsinnes für das Gemeinwohl, die Quelle der Selbstsucht und aller Sünden, die daraus stammen.

Doch gerade die anziehendsten Formen der Sympathie werden durch diese Empfindung der gemeinsamen Wurzel des Lebens noch nicht völlig erklärt; die Erfahrung nämlich, daß uns unbekannte Personen jogleich bei ihrer ersten Annäherung unsere Zuneigung in erhöhtem Maße gewinnen und andere dagegen mehr abstoßen. Man führt diese Art von Sympathie zurück auf dunkle Erinnerungen früherer Erlebnisse, die durch den Anblick des sich uns nähernden Wesens wieder angeregt würden.

Es mag allerdings Fälle geben, daß unser Gemüth durch eine dunkle Schlussfolge bestimmt wird, welche wegen ihrer Ueberausung im Augenblicke des lebhaften Gefühls die dazwischenliegende Denkfähigkeit nicht zum Bewußtsein kommen läßt. Wenn wir z. B. beim Anblick eines Unbekannten, der unsere Sympathie oder Antipathie erregt, eine gewisse Aehnlichkeit, die vielleicht in

äußeren Nebendingen bestehen kann, mit einer früher gekannten vortrefflichen oder widerwärtigen Persönlichkeit zu finden meinen, so schiebt sich unwillkürlich der übereilte Schluß unter, daß auch der Unbekannte von demselben Charakter sei, und die Zu- oder Abneigung ist dann die nächste Folge der Erinnerung früherer angenehmer oder unangenehmer Erlebnisse. Der natürliche Abscheu gegen Schlangen, Kröten, Spinnen, trotz ihrer schönen Zeichnungen, ist eine natürliche Folge von der allgemeinen Annahme ihrer Schädlichkeit. Die Zuneigung gegen Hunde, Pferde, Vögel, Fische und andere Thiere gründet sich auf angenehme Erinnerungen unseres früheren Lebens.

Doch gibt es gewisse Sympathien und Antipathien der Thiere gegen einander und der Menschen gegen Menschen, die sich schwerlich aus früheren Erlebnissen erklären lassen.

Z. B. Pferde, welche frisch aus Europa nach Afrika kommen und niemals einen Löwen gesehen und seine Raubthiennatur nie aus Erfahrung kennen gelernt haben, werden unruhig beim Anblick eines solchen umherstreifenden Raubthieres. Eine Krähe, welche noch nie einen Ihu gesehen hat, kauft mit Geßrei davon, um ihre Gefährten zu holen und dann wüthend auf den Raubvogel loszuhaben. Ja, die Vögel wittern den Ihu sogar in seinem Versteck und fliehen vor seinem Geruch.

Es ist nicht die frühere Erfahrung, sondern die verschiedene Anlage des ganzen Wesens des Geschöpfes, welches dergleichen Abneigung begründet.

Alle Geschöpfe sind Glieder eines großen organischen Ganzen. Allein das ganze Weltall gliedert sich nach einer gewissen Entgegensetzung der Zweierheit in der Einheit (Polarität). Ueberall in der ganzen Schöpfung wirkt ein männlicher und ein weiblicher Pol zusammen zur Zeugung neuen Lebens. Wo eine Harmonie stattfindet, da müssen auch Misdöne möglich sein. Wo Licht ist, da ist Finsterniß der Gegenjah; wo Leben sich entwickelt, da muß der Tod verabschiedet werden. Wo Liebe athmet, da ist auch Haß gegen Alles, was die Liebe tödten könnte. So wie das Licht sich nimmer verliert, kann mit der Finsterniß, so wenig kann die Wahrheit mit der Lüge, der Gotteswille mit der Sünde, das Leben mit dem Tode sympathisiren.

Diese Gegensätze durchdringen die Körper wie die Geisterwelt. Verwandtes, zusammengehöriges sympathisirt mit einander, weil es sich gegenseitig ergänzt und bereichert. Widersprechendes, das einander verneint und zerstört, stößt sich naturgemäß gegenseitig ab.

Das Gesetz der Polarität spricht sich aus in der gegenseitigen Anziehung dessen, was seinem Wesen nach gleich, aber in seiner Erscheinungsform entgegengesetzt ist, in der einheitlichen Verbindung zweier gleichartiger, aber entgegengesetzt gestalteter Formen. Was der Idee nach eins, in der Erscheinungsform aber getrennt ist, das sucht sich durch gegenseitige Anziehung zu ergänzen und dadurch der idealen Einheit sich zu nähern. Dieser Trieb, der sich in der leblosen Natur als stoffliche Verwandtschaft, als Grundursache aller innigen Vereinigung der Stoffe erweist, gestaltet sich in empfindenden Wesen, welche die Ahnung einer durch Vereinigung zu erreichenden höheren Lebensstufe in sich tragen, als Zuneigung. Diese Zuneigung, diese vom Gottesbewußtsein durchdrungene Sehnsucht nach Vereinigung, mit Selbstbewußtsein und Freiheit, ist die Liebe — das von Gott gewollte Leben — die Empfindung der ideellen Wesenseinheit eines Mitwesens mit dem untrigen in dem höchsten Lebensquell.

(Schluß folgt.)



Aus allen Gebieten.

Eine Erfindung für die Frauen.

„Reptunit“ heißt das Material, mittelst dessen Dr. M. Lamp in New-York die Damentouletten gegen die Unbilden der Witterung schützen will. Ein mit diesem Präparat getränkter Stoff, gleichviel, ob Seide, Atlas, Sammet, wird durch Regen und Schnee nicht beschädigt, die Flüssigkeit fällt in Kügelchen davon herab, ja selbst Uebergießen mit Kaffee, Tinte u. s. w. macht keinen Eindruck auf die so imprägnirten Kleidungsstoffe, die bei alledem ihre Poren frei behalten für die Ventilation, während bei Waaterproof der Luftdurchzug bekanntlich abgeschnitten ist. Das Reptunit durchtränkt nur die Fibern des Gewebes. Auch Federn können so geschützt werden. Es hat sich bereits eine Aktiengesellschaft für die Ausbeutung dieser Erfindung gebildet.

Echte Kapern

sind eingemachte Blütenfrüchte von dem in Südeuropa wachsenden Kapernstrauch; sie werden in gutem Essig eingemacht. Je kleiner die einzelne Kaper, desto feiner. Gute müssen eine schöne, olivengrüne Farbe, ungefähr wie grüne Erbsen, haben. Die französischen Kapern in Glaschen sind alle echt, die unechten kann man nur unterscheiden, wenn man sie aufschneidet und das Innere mit den echten vergleicht.

Malerei auf Eisenblech.

Dieselbe wird haltbar und tritt mit schönem Glanz hervor, wenn man sie etwa zweimal mit einer Auflösung aus Hausenblase überpinselt. Dann löst man Sandaral 12 Theile, Mastix 5 Theile, Kampfer 1/2 Theil in 32 Theilen Weingeist in der Wärme auf und überzieht die Malerei damit.

Spargelbau.

Der Spargelbau hat in den letzten Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen. Der lockere Flugland, wie er sich in der Umgegend des Fichtenwaldes vorfindet, den der Wind davonträgt und der fast zu keiner andern Kultur geeignet ist, gibt die besten Spargelbeete, sobald man ihn mit den Düngstoffen der städtischen Latrinen behandelt. Diese Latrinmasse ist also eine Hauptbedingung für die Spargelzucht. Trotzdem behalten die Beete aber nur eine gewisse Zeit, zwölf bis vierzehn Jahre, ihre Ertragsfähigkeit und müssen wieder zu Wald gemacht werden, wenn sie ferner von Neuem zu der Spargelkultur benützt werden sollen. Das hängt offenbar mit den Holzbestandtheilen zusammen, welche der Wald als Wurzelreste, gefallene Nadeln u. c. im Boden zurückläßt und deren die Spargelpflanzen als sehr schenhaltig bedürfen. Neuerdings hat man bei Paris (Argenteuil) Versuche mit Loh (ausgefogene Gerberlohe) auf Spargelbeeten gemacht, die erstaunliche Wirkung hatte. Man entfernte die Erde von den Spargelbeeten bis 6 Centimeter über den Wurzeln und schüttete dafür alte Loh auf, während an derselben Stelle andere Beete in der alten Verfassung blieben. Die mit Loh behandelten Pflanzen trieben zwölf Tage früher und viel zahlreichere und doppelt so dicke Spargeln wie die anderen.

Lotterieziehungen im Monat Oktober.

Am 1. Wiener Rudolphstiftung 10-Gulden-Lose vom Jahr 1864, 1900 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 12 fl., zahlbar am 2. Januar 1881 (33. Ziehung). — K. K. Oesterreichische Kredit-100-Gulden-Lose vom Jahr 1858, 800 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. April 1881 (90. Ziehung). — K. K. Oesterreichische 250-Gulden-Lose à 4% vom Jahr 1854, 1900 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 300 fl., zahlbar am 2. Januar 1881 (52. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1867, 680 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 2. Januar 1881 (41. Ziehung). — Stadt Rotterdam 100-Gulden-Lose vom Jahr 1868, 235 Stück, niedrigster Preis 100 fl., zahlbar am 2. Januar 1881 (24. Ziehung). — Stadt Lübeck 50-Thaler-Lose à 3 1/2 % vom Jahr 1863, 960 Stück, jedes Los à 57 Thlr., zahlbar am 1. April 1881 (18. Ziehung). — Amsterdamer Industriepalast 10-Gulden-Lose vom Jahr 1867, 200 Stück, Prämienziehung am 1. November. — Raab-Gräzer C. B. 100-Thaler-Lose à 4% vom Jahr 1871, 140 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Thaler, zahlbar am 2. Januar 1881 (19. Ziehung). — Gothaer 5% Prämien-Pfandbriefe vom Jahr 1869, 1. Abth., 720 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Thaler, zahlbar am 30. Dezember 1880 (11. Ziehung). — Gothaer Prämien-Pfandbriefe vom Jahr 1871, 11. Abth., 680 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1880 (9. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1870, 400 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. April 1881 (64. Ziehung). — Stadt Wien 100-Gulden-Lose vom Jahr 1874, 1200 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 130 fl., zahlbar am 2. Januar 1881 (26. Ziehung). — Am 10. Stadt Paris 400-Franken-Lose vom Jahr 1871, 1500 Stück, Prämienziehung am 20. Oktober. — Stadt Brüssel 100-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1872, 268 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 1. April 1881 (47. Ziehung). — Stadt Bari 100-Franken-Lose vom Jahr 1869, 160 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 10. April 1881 (46. Ziehung). — Am 15. Stadt Gent 100-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1868, 329 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 110 Franken, zahlbar am 15. November 1880 (48. Ziehung). — Kanton Freiburg 15-Franken-Lose vom Jahr 1860, 2550 Stück, Prämienziehung am 15. November. — Stadt Marseille 400-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1877, 1912 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 31. Januar 1881 (7. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1869, 15 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 1000 Franken, zahlbar am 31. Oktober 1880 (46. Ziehung). — Graf Waldstein-Wartemb. 20 fl.-Lose vom Jahr 1847, 1200 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 15. April 1881 (63. Ziehung). — Am 20. Stadt Paris 400-Franken-Lose vom Jahr 1871, 1500 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 400 Franken, zahlbar am 5. November 1880 (36. Ziehung). — Am 25. Stadt Brüssel 100-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1879, 15 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 150 Franken, zahlbar am 15. Juni 1881 (9. Ziehung).

Rösselsprung.

auf	in	rol	an	helo	er	ro	lög
the	ih	des	sch	ner	id	es	tag
hwoelg	bie	trunt	der	lieb	se	wocht	der
rer	ro	mein	laß	an	selbst	der	man
wür	und	ja	die	tro	er	selbst	id
die	nacht	bis	glüht	hen	ih	den	wo
id	a	gan	rer	mor	pfen	wür	im
je	brust	lög	brust	o	man	gens	than

*) Aus: „Leben und Wesen der Natur“. Von Dr. August Nathanael Wegner. Hannover, Karl Rümpler.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. E. W. in B. Mit Vermittlung von Erziehungsstellen kann sich doch die Redaktion der „Illust. Welt“ nicht befreien. Hr. Emma G. in Leipzig. Sie bewahren am besten die ganz reifen Rüsse, wenn die grüne Schale entfernt ist, in einem Fasse zwischen Lagern von trockenem Sand auf. Eine Lage Sand, eine Lage Rüsse, dann wieder Sand. Zuletzt 2 Zoll Sand und Deckel gegen Mäuse.

Hrn. O. M. in R. M. W. in Petersburg. Ihre Anerkennung erfreut uns sehr. Wir haben vorausgesehen, daß der Roman gefällt. Wir halten ihn für vollendet als den „Bernsteinsucher“.

Hrn. E. Wintersfeld in Berlin. Nr. 1) Rein. Nr. 2) Ja — mit und ohne Handkufe, aber den Trauring über den Handschuh zu ziehen während des Ringwechsels, will uns nicht in den Sinn — das wäre ein schlechtes Symbol.

Richtige Lösungen von Räthseln, Charaden, Räthelsprüngen etc. sind uns zugegangen von: Frln. Bertha Wendel, Leipzig; Amalia Haffke, Halle; Ottilie Hermann, Berlin; Antonie Guntersmann, Stettin; Anna Priower, Posen; Emma Gundersinn, Breslau; Anna Goring, Stuttgart; Josephine Bldh; Hr. E. Mehl, Stralsburg; Staub u. Wagenbuch, Winterthur; M. Meystahn, Dorque (N); H. Meher, Hannover; Ed. Dienwah, Warmbrunn; E. Ritter, Dresden; M. Reiser, Ghr; D. Ottestin, Zürich; E. Stierlin, Luzern; M. Frike, Berlin; O. Eobers, Berlin; K. Ramel, Potsdam; E. Hieronymi,

Ulm; K. Bromer, Hamburg; E. Sablin, Piz; E. Murree, Wien.

Hrn. F. B. in Wien. Schaumwein wächst überhaupt nicht — er muß bereitet werden durch Gährung von gutem Wein in Flaschen mit Zusatz von Zucker. Auch der sogenannte echte französische Champagner wird auf gleiche Weise bereitet. Eine der hervorragendsten Fabrikanten deutscher Schaumweine ist die von Chr. W. Ruppberg & Co. in Mainz.

Abonnent D. in Ungarn. Behufs Dramatisierung dieser Novellen senden Sie Briefe an die betreffenden Autoren an unsere Adresse ein — wir werden die Briefe weiter befördern. Wir haben darüber nicht zu entscheiden.

Hrn. Fr. B. in Lübeck. Leider nicht für uns verwendbar, obwohl ganz hübsch. Vergleichsweise kleinere Gedichte senden wir nicht zurück. Frau Emma v. C. in Dresden. Durch die Jahressupplemente zu Meyer's Konversationslexikon werden Sie sehr gut orientiert — billig — auch französisch-englische Literatur.

Hrn. D. M. in Stettin. E. Behre in Mitau verlegt baltische Romane. Von Ernst Dorn erschien jüngst dort: „Ein Schwedenkind“.

Hrn. St. R. in S. Das kann nur ein Advokat in D. beantworten. Unserer Ansicht nach darf die Behörde Ihnen davon gar keine Mittheilung machen.

Hrn. A. W. in S. Früchte des indischen Melonenbaumes, Carica Papaya, sind bei W. Külle & Co., Kunstgärtnerei in Augsburg, zu haben.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. J. B. C. in Mainz. Wenden Sie sich mit Ihrer Anfrage an die Verwaltung der Thierarzneischule zu Berlin, von wo aus Sie gewiß ausführliche Auskunft erhalten. — Dr. St.

Hrn. O. A. in Magdeburg. Jungen Leuten von fünfzehn bis achtzehn Jahren ist das Rauchen unbedingt schädlich und für die Ausbildung der Athmungsorgane ganz gewiß nachtheilig. — Dr. St.

Hrn. D. E. in Breslau. Hr. W. M. in S. Hr. D. E. in Dillenburg. Ohne persönliche Untersuchung ist kein Rath zu ertheilen möglich. — Dr. St.

Abonnent D. in Frankfurt a. M. Das radikalste Mittel zur Entfernung der sogenannten Miteffer ist das Ausdrücken derselben und das darauffolgende Waschen des Gesichts mit Sandseife. Es ist

eine ganz falsche Anschauung, daß solche Miteffer Folge von unreinem Blute seien, und handelt es sich einzig und allein um leichte Anschwellungen und Entzündungen der Hautalgdrüsen, welche, wenn einmal entfernt, bei fleißiger Reinhaltung der Hautoberfläche nicht wiederkehren. — Dr. St.

Hrn. Ernst S. in Meh. Die Präparate des betreffenden Chemikers in D. beruhen durchaus auf Medizinalpflanzerei und Schwindeln. Es sind die sehr theure, vollständig indifferente Mittel und nützen nichts. — Dr. St.

Antworten.

Auf 3): Eine Mischung von gleichen Theilen Schellack und gepulvertem, feingestricheltem Bismuth, vorsichtig zusammengeknetet, dürfte sich für diesen Zweck sehr gut eignen. Warm aufzutragen natürlich. H. C. in R.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die „Donna Anna“, Roman von Rosenthal-Wonin. Fortsetzung. — „Jetzt kommen wir!“ — Aus Kalifornien, von Paul Stein. III. — Gedächtnis. — Unsere liebe Frau von Adm. Novelle von Johannes Probst. — James A. Garfield, Präsidentschaftskandidat der Vereinigten Staaten. — Die Hyänenhunde im zoologischen Garten zu Adm. — Polypen aus der Meerenge von Malacca. — Albumblatt: Erwaht. — Fischeladen, Roman nach Emile Richbourg von Emile Racano. Fortsetzung. — Wiederbelebung weiter Blauen. — Die Sympathie der Seelen. — Aus allen Welttheilen. — Lotterieziehungen im Monat Oktober. — Räthelsprüche. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: „Jetzt kommen wir!“ Gemälde von Francesco Roffa. — James A. Garfield, Präsidentschaftskandidat der Vereinigten Staaten. — Flugbeladen: Lucile Bellier warf sich weinend in seine Arme; „Sie verlangt nichts von Dir! Adm Du, Jacques! Gar nichts!“ — Die Hyänenhunde im zoologischen Garten zu Adm. Zeichnung von Ludwig Bedmann. — Polypen aus der Meerenge von Malacca. — Besteirte Jüngerlichkeit. Bilder ohne Worte. Originalzeichnungen von Hermann Schilling.

In den nächsten Tagen wird ausgegeben die erste Nummer und das erste Heft des Jahrgangs 1881 der

Deutschen Romanbibliothek.

Abonnementspreis:

in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark pro Quartal.

in 14 tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

Dieser neue Jahrgang wird eröffnet mit einem überaus spannenden und fesselnden Roman, der durch seinen ganz ungewöhnlich anziehenden und interessanten Stoff, wie durch die meisterhafte Behandlung desselben das größte Aufsehen in der Lesewelt machen wird:

Kaiserin Elisabeth von Gregor Samarow,

und dem stimmungsvollen und spannungsvollen Roman aus der vornehmen Gesellschaft des heutigen Roms:

Im Tramontan von Emmy von Dinklage.

Diesen werden sich zunächst folgende Werke von feinsten poetischer Erfindung, psychologischer Tiefe und elegantester Form anschließen:

Graf Rübezahl von Johannes van Dwall,
Ein Schatten aus vergangenen Tagen von Hieronymus Form,
Die Sturmhexe von Gräfin Kerserling.

Ferner Romane von

E. Erhard, A. Kömer, L. von Bischoffshausen u. A.

Aus der neuen deutschen Lyrik wird auch ferner sorgsam das Beste ausgewählt und durch ein kleines Feuilleton dem Blatte ein weiterer Reiz verliehen werden.

Und das Alles zu einem beispiellos billigen Preis, denn der Abonnent auf die „Deutsche Romanbibliothek“ bekommt in einem Vierteljahr den Inhalt von etwa sechs Romanbänden üblichen Umfangs für nur 2 Mark, er bezahlt also für den Inhalt eines Romanbandes nur etwa 30 Pfennig! — und erhält so in schöner Ausstattung die

neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller

als sein Eigenthum beinahe um den Preis der Gebühr für das Lesen in der Leihbibliothek.

Da unsere Romanbibliothek für so wenig Geld nicht nur reiche und ausgewählte gute — ja beste Unterhaltung durch's ganze Jahr, sondern auch ein paar sehr stattliche, werthvolle Bände in die Hausbibliothek oder zu Geschenken liefert, so sind wir gewiß zu der Hoffnung berechtigt, daß die Betheiligung, wie mit jedem Jahre, so auch bei dem neuen Jahrgang wieder zunehmen und wachsen werde.

Auf die „Deutsche Romanbibliothek“ wolle unter Benützung des dieser Nummer beiliegenden Bestellzettels bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt abonnirt werden, von welcher man die „Illustrierte Welt“ bezieht.

Stuttgart.

Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

➤ Zu Festgeschenken vorzüglich geeignet. ➤

Scherer, Georg, Deutscher Dichtwald. Lyrische Anthologie. Mit vielen Vorträgen und Illustrationen. Siebente, vermehrte Auflage. Preis in Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt und reichem Gold- und Schwarzdruck Mark 7. —

Freiligrath, Ferdinand, The Rose, Thistle and Shamrock. A book of english poetry, chiefly modern. Fifth edition. With illustrations. Preis in Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt und reichem Gold- und Schwarzdruck Mark 7. —

Borel, Eugène, Album lyrique de la France moderne. Cinquième édition, revue et augmentée par A. Peschier. Avec 12 vignettes sur bois. Preis in Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt und reichem Gold- und Schwarzdruck Mark 7. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Für Männer

jeden Alters sehr wichtige Erfindung. — Aerztlich begutachtet und empfohlen. Broschüre, sowie Prospekt verlagst gratis verschlossen gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken.

Generalagent Busch in Nürnberg.

Anzeigen

finden in der „Illustrierten Welt“ die weiteste und wirkungsvollste Verbreitung. Der Preis für die fünfmalgehaltene Nonpareilzettel beträgt nur 60 Pfennig. Aufträge nehmen alle soliden Annoncen-Expeditionen entgegen oder direkt die Expedition der „Illustrierten Welt“ in Stuttgart.

Alle diejenigen, deren Verbindungen mit Adelsgeschlechtern dunkel sind oder Geschlechtswappen suchen, werden ersucht, dem Ober-Lieut. v. Frost in Kelding, Dän., ihre Adresse aufzugeben zu wollen, NB. Porto 20 g.

C. Domloose & A. S. Pasch, Berlin, Motzmann 14. (Porto 15 g.)

Kork. Korken-Abstreifer. 112. Bildsch. bei Wernshausen.

C.W.Möller, Hohl, Berlin, Alexanderstr. 40.



berl. das gr. Pracht-Musteralbum mit 300 Abbildungen über alle Raubthiere, sowie Schildpatt- u. Offenbeinwaren gratis u. franko nach allen Himmelsgegenden der Welt! 132

Landwirtschaftl. Korrespondenz-Bureau, Leipzig. 128. ertheilt Auskunft über alle die Wissenschaft u. den prakt. Betrieb d. Landw. u. ihre Nebengewerbe betref. Fragen u. Angelegenh., übernimmt, bez. fertigt diebzügl. Aufträge, wissenschaftl. Untersuchungen, Geschäftsaufsicht etc. an. Alles briefl. ausführl. Prospekt kostenfrei. Die Direktion.

Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, LEIPZIG

9 Neumarkt LEIPZIG 9 Neumarkt 9 versendet

nachstehende Waarengattungen direkt an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an, in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den illustrirten Preis-courant von dem Versandtgeschäft Mey & Edlich, Leipzig, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franko an Jedermann gesandt wird.

Specialitäten

Versandt-Geschäfts MEY & EDLICH, Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen,

Manschettenknöpfe mit Eindrehfuss und Bunte Satin-Gravatten für Herren, Feder, Rüschen von Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen, Shirts, Chiffons und Hemdentuche, Kein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder, Schwarzseidene Gravatten für Herren und Knaben, Weissse Batist-Gravatten für Herren, Biscuits und Waffeln, Toilette-Seifen und Parfüms.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen. Illustrirte Preis-courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franko versandt.

Das Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig, garantiert und verschickt nur beste Waare, selbst vom kleinsten Quantum an, zu den billigsten Preisen.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das
Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, 9 Neumarkt, Leipzig.